

Zweite Auflage.

Eine

Reise nach Mexico

im Jahre 1864.

Von

Gräfin Paula Kollonitz.

Zweite, revidirte Auflage.

Wien.
Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn.
1867.

Der

Fürstin Pálffy

in

innigster Liebe und Verehrung

gewidmet.

Von Deinen Segenswünschen und Deiner wärmsten Theilnahme begleitet, habe ich diese Reise unternommen, welche die schönste und reichste Episode meines Lebens umschließt. Deiner habe ich stets gedacht und Dich herbeigewünscht, wenn die Großartigkeit der Natur beinahe überwältigend auf mich wirkte; unter den Schutz Deines lieben Namens stelle ich nun auch die Mittheilungen meiner Erlebnisse und Eindrücke.

Wenn ich dem Wunsche meiner Freunde Folge leiste und sie der Oeffentlichkeit übergebe, so geschieht es doch in völligster Anspruchslosigkeit, und dieses Bewußtsein allein gibt mir den Muth dazu.

Die Ausnahmsstellung, in welcher ich mich während dieser Reise befand, hat mir manche Pflicht der Discretion auferlegt und mich zugleich verhindert, tiefere Blicke in die Verhältnisse und Zustände eines Landes zu thun, in dem ich beinahe ein halbes Jahr verlebte. Nivellirt durch Höflichkeit und persönliche Rücksichten, mußte mir Manches glatt und eben er-

scheinen, was dem gewöhnlichen Reisenden in einer weit rauheren, aber wahreren Form entgegentritt, und so durfte ich mir weniger als Andere ein entscheidendes Urtheil anmaßen. Mit der dankbarsten Freude aber habe ich all' das Schöne genossen, mit dem wärmsten Interesse die Augen für die Fülle des Gebotenen offen gehalten. Es war mein Wunsch, jenen, die nicht so glücklich waren wie ich, so getreulich als möglich anschaulich zu machen, was mich entzückte; mit der Feder wollte ich erreichen, was ich am liebsten mit dem Pinsel gethan hätte: getreue Bilder schaffen, die den Wunsch rege machen würden, selbst zu sehen, sich Leib und Seele zu stärken an den Freuden und Mühsalen einer großen Reise, an allem, was sich uns außerhalb des engen Kreises erschließt, in welchem wir uns zu bewegen gewohnt sind und der gleichwohl so arm ist, so beschränkt für die Ausbildung jener Fähigkeiten, welche der Schöpfer uns in Herz und Kopf gelegt.

Für den Oesterreicher mag es zugleich von Interesse sein zu vernehmen, unter was für äußeren Verhältnissen der Sohn seines alten Herrscherhauses den schwankenden Thron bestieg, der vielleicht schon

gestürzt ist, wenn diese Zeilen in die Oeffentlichkeit dringen; mancher auch sah einen theuern Freund, Sohn oder Bruder dem Rufe des neuen Kaisers folgen, und gern fühlt er durch meine einfache Schilderung sich dem Lande näher gerückt, welches plötzlich für ihn der Gegenstand großen Interesses und leider auch schwerer Sorgen geworden ist.

Möge vor allem aber Dir dieses Büchlein einige Stunden wohlthuenden Zeitvertreibes bieten, möge es Deinem schwer geprüften Herzen einen Theil jenes Friedens und jener Freude mittheilen, welche ich empfinde, wenn ich mich in die Erinnerung jener Reise versenke, die nach vielem Kummer und vielem Schmerz doch mehr als einmal die Empfindung in mir wach rief: „Das Leben ist doch schön!“ —

Im August 1866.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Selten ist ein Erstlingswerk mit größerer Nachsicht aufgenommen worden, als es bei den Mittheilungen meiner Reiseeindrücke der Fall war.

Wohl bin ich mir bewußt, daß Interesse und Aufmerksamkeit vorzüglich jenem Stückchen Weltgeschichte galten, deren Einleitung ich miterlebte, daß die Bande, welche Oesterreich mit jenem fernen, großentheils noch so unbekannten Reiche verknüpfen, jeder Einzelheit einen Werth verleihen, und daß es daher nur der Wahrheit bedurfte, um meinen Schilderungen ein aufmerksames Publicum zu gewinnen; dennoch war das mir von der Kritik erwiesene Wohlwollen ein weit größeres, als ich in jeder Beziehung erwarten konnte.

Meine Absicht, meine Eindrücke und Erlebnisse in Mexico wahr und einfach zu schildern und dabei die eigene Freude, die eigene Wahrnehmung allen Jenen

mitzutheilen, welche Herz und Sinn für das Schöne haben, wurde auf das Freundlichste anerkannt. Ich aber vermochte meine Dankbarkeit dafür nur auf eine Art zu beweisen: indem ich mich bemühte, die so schnell nöthig gewordene zweite Auflage von den an der ersten haftenden Mängeln zu befreien.

Im Uebrigen habe ich nichts verändert, nur Weniges hinzugefügt.

Obwohl in Mexico das Schicksal schnell einherschreitet und auf die erschütterndste Weise seit dem vorigen Sommer vieles wendete, glaubte ich dieser Sachlage doch keine Rechnung tragen zu müssen, damit diesem Büchlein nicht sein einziger Werth: jener der Ursprünglichkeit, benommen werde.

Alles, was ich niederschrieb, beruht auf Aufzeichnungen, hervorgegangen aus unmittelbaren Eindrücken. Diesen Stempel wollte ich bewahren, jene Momente festhalten, auf die Gefahr hin, durch die Entwicklung der Ereignisse meine Auffassung und Beurtheilung in einem ungünstigen Lichte erscheinen zu lassen.

Mit großem Kummer haften meine Gedanken an Miramar, mit banger Sorge an Mexico!

Mögen nach den schrecklichen Prüfungen, nach unsäglichen, mit bewunderungswürdigem Muthe bestandenen Gefahren, die Schwergeprüften beruhigt jenen Frieden finden, welcher stets in dem Bewußtsein einer edlen Absicht und eines mit Heldensinn überwundenen Kampfes liegt — auch wenn man besiegt aus demselben hervorgeht!

Wien, den 30. Mai 1867.

Die Verfasserin.

Erstes Kapitel.

Abfahrt von Miramar. Das adriatische Meer. Das mittelländische Meer. Meerenge von Messina. Charybdis und Scylla. Die liparischen Inseln. Ankunft in Civita=Vecchia. Fahrt nach Rom. Aufenthalt daselbst.

Der 14. April 1864 ward endlich der lang ersehnte Tag unserer Abreise. Die Morgensonne begrüßte ihn mit ihren wärmsten Strahlen, der Himmel war wolkenlos. Mit hochklopfendem Herzen trat ich an das Fenster und blickte in das Meer, dem wir uns nun auf Gnade und Ungnade anvertrauen sollten; es war bewegt, eine leise Bora kräuselte die Wellen, die ungeduldiger als sonst gegen den Felsen stürmten, auf welchem Miramar erbaut ist. Wie oft hatte ich diesem Spiele zugesehen mit dem gemischten Gefühle von staunender Bewunderung und innerem Bangen, wie oft hatte ich diese mächtige und mysteriöse Kraft beobachtet und deren imponirenden Eindruck empfunden, doch nie war diese Empfindung so lebhaft, so vorherrschend und mir selbst so klar gewesen, als an diesem Tage. Das Wohl und Weh der nächsten Wochen, Freud und Leid der Reise, die Erfüllung von Allem, was ich wünschte und träumte, ja selbst Gefahr und endliche Erreichung unseres fernen Zieles, alles blieb abhängig

von den Launen dieses Meeres; und wie es aus oft unberechenbarer Tiefe heraufwogte, wie es sich herandrängte, getrieben durch eine Gewalt, die eben so unergründlich als unwiderstehlich ist, da fühlte ich um so mächtiger den Ernst und die Größe des Momentes, dem ich entgegenging, da pries ich mich aber auch bevorzugt glücklich, daß mir so viel Großartigkeit, so viel Interesse durch Anschauung und Erlebniß geboten werden sollten.

Heute war es gar lebendig in und um Miramar, das sonst still und einsam wie ein Märchenschloß aus den blauen Wogen der Adria sich erhebt. Der staubige, sonnige Weg nach Triest, halb dem Meere, halb den Felsen abgewonnen, war mit Wagen und Menschen bedeckt; die Bucht, an deren Küste Triest in amphitheatralischer Erhöhung gebaut ist und welche sie in malerischer Schönheit beherrscht, wimmelte von großen und kleinen Fahrzeugen. In weiterer Entfernung lag seit mehreren Tagen die „Novara“ und harrte unser; in ihrer Nähe, zu ihrer Begleitung bestimmt, hatte die französische Fregatte „Themis“ Anker geworfen. Wunderbar schön war es an den vorhergehenden Abenden gewesen, aus den Zimmern der Erzherzogin nach Westen zu blicken, wo sich die Sonne purpurn ins Meer senkte, zuerst die Fluth, die Masten der beiden Kriegsschiffe vergoldend, dann einen Feuerstreifen am Horizont zurücklassend, von welchem sich die schneebedeckte Alpenkette

Norditaliens scharf abgrenzte, während die Schiffe im Vordergrund geisterhaft groß und dunkel heraus zu treten schienen. Nach allem Herrlichen, was ich seitdem gesehen habe, bleibt mir dieses Bild noch klar und hell in Erinnerung. Die Schönheiten der Natur sind so reich, so mannigfaltig, so vollkommen jede in ihrer Art, daß sie den Vergleich mit einander nicht zu scheuen brauchen.

Eine halbe Stunde vor der Abfahrt überreichte eine Deputation der Stadt Triest dem nunmehrigen Kaiser Maximilian von Mexico eine Abschiedsadresse.

Erzherzog Ferdinand Max war eine von der Bevölkerung sehr geliebte Persönlichkeit; Triest verdankte ihm viel. Mit Schmerz und großer Besorgniß sah man ihn ziehen, einer ungewissen, gefahrvollen Zukunft entgegengehen. Zehntausend Unterschriften bezeugten die Anhänglichkeit an seine Person und die Herzlichkeit der Segenswünsche, die ihm über das Meer in die neue Heimat, zum schweren Beruf folgten.

Der Kaiser brach in Thränen aus, als der Bürgermeister von Triest mit warmen Worten das allgemeine Bedauern, die allgemeine Theilnahme aussprach. Der Augenblick war ein so feierlich-ernster, daß jedes Gemüth davon ergriffen ward und beinahe kein Auge trocken blieb.

Als wir bald darauf im Gefolge des Kaiserpaares in den Hof traten, hatte sich eine große Menschenmenge

in dem engen Raume versammelt. Jeder wollte den scheidenden Fürsten noch einmal sehen, ihm selbst noch ein Lebewohl, einen Glückwunsch, ein Segenswort nachrufen. Mit echt italienischer Lebendigkeit warfen die Leute sich ihm vor die Füße, überschütteten ihn mit Blumen, küßten seine Hände und seine Kleider. Er winkte ihnen dankend zu, mit überströmenden Augen; seine Brust hob sich krampfhaft, er konnte keine Worte über die Lippen bringen.

Langsam drängten wir uns durch die Menge, die Stufen herab, die zum Landungsplatze führten. Ein hübsch decorirtes Boot mit rothem goldgestickten Sammtbaldachin harrte unser. Der Kaiser half seiner Gemalin hinab zu steigen, drückte und schüttelte noch die Hände, die sich ihm entgegenstreckten und dann verließ auch sein Fuß die alte, liebgewohnte heimatliche Erde!

Wer weiß, ob er sie jemals wieder betreten wird! —

Eine Flut von Blumen folgte ihm. Nun donnerten die Geschütze von den zwei Fregatten „Bellona" und „Themis", die in großer Flaggengala und imponirender Schönheit vor uns lagen. Die „Novara" hatte die mexicanische Flagge gehißt. Wir nahten ihr mit kräftigen Ruderschlägen, während vom Lande her das Abschiedsrufen der Menge nachtönte und die Salven von den Forts und Befestigungswerken schwer dröhnten. Alles hatte sich vereinigt, um diesen Moment großartig und ergreifend zu gestalten; der Kaiser bedurfte all' seiner

Kraft, um seiner erschütterten Nerven Herr zu bleiben. Auf die Kaiserin wirkte alles dies ruhig und freudig; ihr Blick in die Zukunft war ein zuversichtlicher und alle Beweise von Anhänglichkeit, die ihr gegeben wurden, erfüllten sie mit großer Befriedigung.

Die „Novara" wurde erreicht und bestiegen, der Schritt war gethan; das neue, ungewohnte Leben hatte begonnen. Allsogleich wurden die Anker gehoben, die Schraube zitterte und bohrte unter unseren Füßen, der dunkle Rauch wälzte sich schwer zum blauen Himmel hinauf.

Die französische Fregatte „Themis" (Commandant Morier), die Kaiser Napoleon zu unserer Begleitung bestimmt hatte, folgte uns. Sechs Lloyddampfschiffe und unzählige kleine Boote, alle geschmückt und bewimpelt, gaben das Geleite. Wir fuhren gegen Triest, woher uns wieder Geschütze ihren Gruß zudonnerten, und bald darauf in's weite offene Meer.

Lange noch sahen wir das schöne Miramar, die Perle der Adria, das Kleinod des Kaisers, das er sich auf rauhen Felsen erbaut und trotz der Ungunst des Bodens, trotz des feindseligen Anpralls der Bora, mit immer grünen Bäumen, mit den schönsten Blumen des Südens umgeben und zu einem Paradiese geschaffen hatte.

Sobald es möglich war, eilte der Kaiser in seine Cabine, um in der Einsamkeit die tiefe Erschütterung seines Gemüthes zu verbergen und zu überwinden. Als

wir ihn am nächsten Morgen wiedersahen, war er heiter und ruhig und ich habe ihn seitdem nie anders gesehen.

Die Lloydschiffe folgten uns bis auf die Höhe von Capo d'Istria, dann wurden noch Tausende von Tüchern geschwenkt, ein lautes Vivat erscholl, und bald waren sie unseren Blicken entschwunden.

Die Bora wehte heftig und kalt, war aber unserer Fahrt günstig. Alle Bangigkeit, alle Furcht war aus meinem Herzen entschwunden, der Abschied war überstanden, die oft bezweifelte Reise begonnen; ich jubelte ihr entgegen, voll Hoffnung und Freude. Alles war mir neu, alles interessant, ich fühlte nicht das Schwanken unter den Füßen, dem ich auf den kleinen Dampfern des Canal de la Manche so schnell erlegen war. Ich hoffte von dem bösen Uebel befreit und dadurch befähigt zu bleiben, alles mit voller Lust zu genießen! Leider ward diese Hoffnung sehr bald vereitelt und ich bedaure dies noch jetzt, weil der Einfluß ein so störender und lähmender war, daß mir viele Schönheiten verborgen blieben, ich zu vielen Beobachtungen unfähig ward, und die Erinnerung der Seefahrt selbst mich als Alp drückte, statt mich zu entzücken, wie es doch so oft bei jenen der Fall ist, welche dem häßlichen Leiden nicht unterworfen sind.

Wer je eine längere Ueberfahrt gemacht hat, der lernt seine Ansprüche auf Bequemlichkeit sehr gering stellen! Damals war ich noch nicht so weit, dennoch

fand ich anfangs meine Cabine ganz erträglich und wenn ich sie nun mit jener vergleiche, in welcher ich bei der Rückreise vier Wochen lang ein elendes Leben fristete, so muß ich ihr das beste Lob spenden, vorzüglich wegen ihrer Größe und des unschätzbaren Besitzes eines Fensters, das man wirklich und wahrhaftig öffnen konnte.

Sie war reich ausgestattet, denn sie hatte eine Lagerstätte, welche die ganze Breite der Cabine einnahm, nach der Breite des Schiffes gestellt und mit einem Vorhange versehen war, ein Waschkästchen, einen Schreibtisch und einen sehr schmalen Hängkasten. An der Wand waren Bretter angebracht, welche als Etageren dienen konnten. Eine braune Wachsleinwand deckte nett den Boden.

Ich konnte in diesem Raume wirklich liegen, stehen und athmen, ein Vorzug, den nicht alle Cabinen besitzen; dennoch ward mir dort nie ganz heimlich zu Muthe; der Mangel an Stabilität der Wände ist zu fühlbar. Meine Kajüte lag in der Batterie; die große gemeinschaftliche, die uns auch zum Speisezimmer diente, war auf dem Verdecke unter der Lunette angebracht. Ueber ihr lag das zweite erhöhte Verdeck, das uns beinahe ausschließlich als Aufenthalt überlassen wurde.

Alles war von den Eindrücken des Tages ermüdet, das leise Wiegen des Schiffes wirkte einlullend, bald suchte jedes sein Lager, bald waren alle Lampen gelöscht.

Trotz des Krachens der neuen Bretter und Pfosten,

trotz des Stöhnens und Lärmens auf der Stiege, die vor meiner Cabine zum Verdeck hinaufführte, trotz des Schreiens und Laufens der den Nachtdienst versehenden Matrosen, schlief ich endlich ein. Gegen Morgen hob sich der Wind, die See ward unruhiger und als ich erwachte, senkte und hob sich die Wand neben, die niedere Decke ober mir — und es war um mich geschehen! Schnell warf ich mich in meine Kleider und eilte auf's Verdeck, wo meine blasse Miene sogleich bemerkt und belächelt wurde. Doch erholte ich mich hier bald, die See beruhigte sich und mit vollen Zügen athmete ich jene balsamische, frische und reine Luft ein, die man nur auf offener See findet. Von nun an verließ ich das Verdeck beinahe nie mehr; bis zwei, drei Uhr Nachts saß ich dort, gesund und krank, freudig und traurig, alles war hier oben besser, erträglicher als im engen Raum der Cabine.

Die Luft war unendlich klar und bot uns eine Fernsicht, wie sie dem Reisenden auf dem adriatischen Meere nur selten zu Theil wird; gleichzeitig sahen wir die Gebirgszüge Neapels und die der türkischen Grenze, alles wurde beobachtet, alles bewundert, alles notirt; ein Jeder war voll Eifer und Wißbegierde.

Das adriatische Meer, das gewöhnlich tückisch und stürmisch ist, wurde immer ruhiger und glatter und lag vor uns, herrlich blau. Der Himmel begünstigte unsere Fahrt. Den 16. früh kamen wir an Otranto vorüber,

segelten nahe an der häßlichen, kahlen Küste von Calabrien, bewunderten die schönen schneebedeckten Berge von Albanien, begrüßten von der Ferne Corfu und fuhren in's mittelländische Meer ein, das uns etwas unfreundlich bewillkommte. Immer mehr und mehr gewann ich die Ueberzeugung, daß ich kein seemännisches Herz habe; jede Veränderung in der Bewegung machte mich krank; alle Anderen blieben unberührt von diesem Leiden, nur ich unterlag ihm bei der geringfügigsten Veranlassung. Ich gestehe, daß mich diese Erfahrung etwas trübe stimmte; ich hatte eine lange Seereise vor mir, wollte sie mit allen meinen Fähigkeiten genießen und wurde statt dessen von einem peinlichen Leiden bedroht, das bei den mächtigen Wellenbewegungen des atlantischen Oceans vielleicht erschreckendere Dimensionen annehmen sollte.

Ich hatte Momente von Muthlosigkeit zu überstehen, doch war es mein fester Wille, so viel wie möglich mein physisches Unbehagen zu überwinden und mich geistig frisch und empfänglich zu erhalten.

In der Nacht vom 16. auf den 17. umsegelten wir die Südspitze Italiens, und als wir des Morgens auf das Verdeck traten, lag zu unserer rechten Seite die Küste von Neapel mit ihren Felsen, ihren köstlichen grünen Thälern, ihren Orangenwäldern und Villen.

Zur Linken erhob sich die Küste Siziliens, sehr bergig und leider anfangs von Wolken verhüllt; nur in

einzelnen Momenten blickten die schneebedeckten Gipfel der Berge, blickte der Aetna hervor, ein dichter Nebelschleier entzog sie bald wieder unseren Augen. Aber dennoch wie schön, wie hinreißend schön war das Bild, das sich unseren entzückten Blicken bot. Wie oft hatte ich mich nach dem Süden gesehnt und nun war er erreicht und lag vor mir mit all' seinen Attributen! Wie viele Beschreibungen hatte ich gelesen, wie viele Bilder gesehen und doch wie überraschend, wie neu ist alles, um wie vieles schöner, herrlicher, als es sich die kühnste Phantasie vorspiegeln kann. Nirgends vielleicht sah ich so viel Reiz, so viel Harmonie, solche Sanftmuth der Töne; die Reinheit der Luft, die warme Beleuchtung, die Azurbläue des Meeres, dessen Wellen sich in weichen öligen Massen übereinander zu winden scheinen, alle ihre Färbungen und Schattirungen, in's Violette und Dunkelgrüne, stets vermittelt, nie grell; — ich sehe dies alles vor mir und fühle die Unmöglichkeit, auch nur im Entferntesten mit der eintönigen Feder das Bild zu malen, welches für immer in meiner Erinnerung leben wird.

In Sizilien liegt auf hohem Felsen das Benedictinerkloster San Placito und beherrscht die ganze Meerenge von Messina. Es muß ein Götteraufenthalt sein, erhebend auf Herz und Geist wirken. An der niederen neapolitanischen Küste liegt, bis in's Meer hinein gebaut, die alte Stadt Reggio und bald erscheint gegen-

über Messina, an den Bergen und Felsen gelehnt, auf welchen tausende von Villen gebaut sind, die es umgeben. Und wie wir mitten durchfahren, sind beide Küsten so nahe, daß wir die Orangenbäume, die Sykomoren und Palmen genau unterscheiden, und daß der würzige Duft der Orangeblüten bis zu uns dringt. Ueber alles dies ist das Lichtmeer des Südens ergossen, unzählige Schiffe und Boote belebten das Bild; ein österreichischer Kauffahrer begrüßte uns im Vorbeifahren. Still und stumm saß ich da, sehnsüchtig nach all' meinen Lieben, die ich so gerne hieher gezaubert hätte, um mit mir zu bewundern — und beinahe angstvoll die Schnelligkeit beobachtend, mit welcher uns der Dampf aus diesem Paradies hinwegnahm.

Die conträre Wasserströmung bei Scylla und Charybdis bildet wieder Lichteffecte, die kein Pinsel wiedergibt. Charybdis ist ein großes altes Schloß auf vorspringendem Felsen an der italienischen Küste und beherrscht den ganzen Golf; Scylla ist ein Leuchtthurm auf niederer sandiger Stätte in Sizilien.

Schnell wie ein Traum war alles verschwunden; noch hatten wir Sizilien nicht aus den Augen verloren, so lagen schon die liparischen Inseln vor uns. Der Stromboli erhebt sich kegelförmig aus dem Meere, die ganze Insel ist nur ein feuerspeiender Berg. Er raucht immer, seine Eruptionen sind sehr häufig und für den

Seefahrer wird er des Nachts zum weithin leuchtenden Pharus.

Die übrigen liparischen Inseln liegen zerstreut umher und sind ebenfalls nur einzelne Felsenberge, blos von armen Fischern bewohnt, deren kleine Hütten zwischen niederen Sträuchern sichtbar wurden. Wir fuhren so nahe am Stromboli vorbei, daß wir die weidenden Ziegen, die einzigen Hausthiere der Bewohner, erblickten.

Die letzte Nacht vor der Ankunft in Civita-Vecchia war wieder sehr unbehaglich, die Bewegung war stärker und mit ihr der schreckliche Lärm in den gedeckten Räumen des Schiffes. Dickens in seiner nordamerikanischen Reisebeschreibung schildert mit beredten Worten jenen sinnverwirrenden Spectakel, bei welchem dem kranken Reisenden zugemuthet wird zu schlafen; jedes Brett, jeder Balken, jede Schraube, jede Angel, jeder Nagel, alles, alles was das Schiff bildet, die Bestandtheile vereinigt, jedes Ding hat seinen eigenen Schrei, bald dumpf, bald grell, ächzend, stöhnend, pfeifend, dann wieder tobend und knallend. In Mitten von all' dem liegt der arme Reisende, mühsam eingekeilt in dem möglichst engen und kurzen Bette, in welchem er nie in physische Ruhe kömmt. Bald schiebt ihn die Bewegung des Schiffes mit dem Kopfe, bald mit den Füßen gegen das Bettende, besonders wenn die Lagerstätte nach der Breite des Schiffes steht, wie auf der „Novara", da die Be-

wegung doch meistens eine rollende ist. Ich konnte mich nie an diese Mühseligkeiten gewöhnen und mit stets zunehmendem Grauen sah ich die Stunde herankommen, die mich denn doch endlich in die Cabine trieb, um dort auszuharren, bis die alltägliche Ueberschwemmung auf dem Verdeck, das Waschen und Scheuern, das Gießen und Schwemmen, das von 4 bis 7 Uhr Morgens getrieben wird, überstanden ist und man seinen Platz auf den nassen Bänken wieder einnehmen darf.

Der 18. April hüllte uns in einen undurchdringlichen Nebel. Für mich hat es nie einen Vesuv gegeben. Plötzlich und unerwartet hatten wir Civita-Vecchia erreicht. Der Hafen dieser Stadt ist so enge, daß es für unsere stattlichen Fregatten nicht möglich war, in denselben einzulaufen. Wir ankerten daher im offenen Meer und es dauerte zwei Stunden, ehe es uns vergönnt ward, mit Booten an's Land zu fahren, wornach ich mich gar sehr sehnte.

Zuerst legte das gelbbeflaggte Sanitätsboot bei uns an, dann kamen „le Maréchal duc de Montebello“ und der französische Minister Sartiges an Bord, ihnen folgten die Vertreter Oesterreichs und Belgiens und schließlich die vom Pabste zur Begrüßung ausgesandten Cardinäle. Alle diese Herren wurden gebührend empfangen, das Verdeck und die engen Räume des Schiffes wimmelten von Uniformen aller Art.

Unter den Landsleuten gab es manch' guten Bekannten, dem man freudig die Hand schüttelte.

Endlich durften wir die unser harrenden Boote besteigen und in den Hafen einfahren. Große und kleine Schiffe aus aller Herren Länder hatten zur Begrüßung unserer Majestäten Flaggengala angelegt; Maste und Raaen waren mit Matrosen bedeckt, die ihre Mützen schwenkten und uns mit seemännischen Hurrah's begrüßten.

Gleichzeitig donnerten von Schiffen und Forts die Geschütze auf sinnverwirrende Art und als wir das Land erreichten, bliesen und trommelten die Päbstlichen und die Franzosen um die Wette. Letztere proclamirten das: „Par la grâce de l'empereur des Français" auf alle mögliche lärmende und auffallende Weise; ihre Truppen bildeten Spaliere, ihre Säbel und Bajonnete grüßten uns, ihre Wagen nahmen uns auf, ihre Arme geleiteten uns, es war ein Lärmen und Drängen, ein Schießen und Schreien, ein Klirren und Strampfen, ein Blinken und Winken, um den Verstand zu verlieren. Endlich saßen wir in den Coupé's des Extrazuges, der uns nach Rom bringen sollte und uns der alten Weltstadt, rüttelnd und stoßend, doch in großer Schnelligkeit zuführte. Größtentheils ging es über üppig wucherndes Wiesen- und Sumpfland, wo Büffel weideten und die Malaria „blüht!"

Nach Rom! nach Rom! — War es denn Wirklichkeit? Ja! Nach zweistündiger Fahrt lag es vor uns, das herrliche Rom mit der Engelsburg, der Peters-

kuppel, dem Coliseo, mit den Pinien und Cypressen des Monte Pincio, mit allem, was man hört, worüber man liest, wonach man sich sehnt sein Leben lang und das nun erreicht ist, wie durch den Zauberstab einer guten Fee.

Bei der Ankunft in Rom wurden wir wieder von Kanonen, Trommeln und Trompeten, rothen Hosen und Knebelbärten, von Lila-Mäntelchen, von Tausenden von Menschen und darunter von einigen guten Freunden empfangen. Durch enge, finstere, schmutzige Gassen, dazwischen Gärten voll blühender Sträuche, Ruinen von Ranken überwuchert, fuhren wir nach dem Palazzo Marescotti, wo uns Gutierez d'Estrada, des Kaisers thätigster Anhänger, beherbergte.

Und nun Bagage-Confusion, Hetze, große Toilette, Diner, alle Gräuel eines officiellen Lebens, denen die Großen der Erde nie entgehen und welche nur durch lange Gewohnheit erträglich gemacht werden.

Nach allen dem um 11 Uhr Nachts gingen wir nach dem Coliseo.

Der Mond schien hell und schön, als wir dort anlangten; der erste Eindruck war überwältigend, aber bald lagerte sich ein dichter Nebel um jene gigantischen Ueberreste römischer Pracht, römischen Uebermuthes, und als wir mühsam alle Stufen erstiegen hatten, entzog uns ein Schleier den Ueberblick, den wir gesucht. Mich aber ergriff der Schwindel, unter mir schaukelte und

wogte es, als hätte ich noch das unsichere, schwankende Element unter den Füßen, das ich erst vor wenig Stunden verlassen hatte.

Es war ein Uhr, als ich übermäßig müde in mein Zimmer kam! Tags darauf waren wir um halb acht Uhr in der Peterskirche, wo Monsignore Nardi uns in den Katakomben Messe las; dann führte er und Monsignore Hohenlohe uns in die Peterskirche.

Ach! Die Peterskirche, der Petersplatz, mit den Säulengängen und den Springbrunnen. Die höchste Vollendung des Großartigen, des Ebenmaßes, des Edlen und Hohen! Wer hier länger weilen, alles dies sehen und wieder sehen dürfte!

Eiligst mußten wir wieder nach Hause, denn um 11 Uhr hatten wir Audienz beim Pabste. In hohem schwarzen Kleide und Schleier fuhren wir in den Vatican, an köstlich blühenden Rosenhecken vorüber. Wir wurden feierlich empfangen. Cardinäle, Monsignores, Nobelgarden in komisch-mittelalterlichem Anzug geleiteten uns zum Pabste, der uns mehrere Zimmer weit entgegenkam, rüstig, frisch, mit gesunder Gesichtsfarbe und unendlich gutem, ehrwürdigem Aeußeren. Alle knieten nieder; der Pabst segnete das Kaiserpaar, erhob es rasch und führte es in sein Cabinet. Eine Weile blieb er mit ihm allein, dann wurden auch wir hineingerufen. Wir machten die üblichen Kniebeugungen, er reichte jedem die Hand, man küßte den Ring an seinem Finger und er

segnete jeden. Es war einfach und würdig durch die unendliche Ehrwürdigkeit seiner Person. Herzlich, schlicht und freundlich, ist er das Bild der Milde und christlichen Liebe.

Die Monsignore Hohenlohe, Talbott, Merode, Borromeo und mehrere Andere geleiteten uns hierauf zu den Galerien und Kunstwerken des Vatican. In wenigen Stunden durchflogen wir diese Räume.

Wenn ein großartiger Eindruck den andern jagt, so wird er beinahe ein Schmerz; dieses Gefühl hatte ich, als ich aus der sixtinischen Kapelle zu den Loggien, von Rafael's unvergeßlich herrlicher Freske: Der Engel bei Petrus im Kerker, zum Apollo von Belvedere, von der ergreifenden Gruppe des Laokoon zur Diana eilen mußte.

Hierauf traten wir auf den Balcon, von dem der Pabst am Auferstehungsfeste das versammelte Volk segnet. Man hat hier eine schöne Aussicht über die Stadt, über die Berge, deren Spitzen mit Schnee bedeckt waren, in die Gärten, die im Blütenschmucke prangten. Der Garten des Vatican besitzt herrliche Exemplare der Pflanzen des Südens. Die Luft war mild und rein, die Sonne glühend.

Als ich nach Hause kam, fand ich eine liebe Jugendfreundin, die sich in Rom ein schönes häusliches Glück gegründet hat.

Da die Majestäten ohne meine Begleitung zum Besuche der neapolitanischen Herrschaften fuhren, konnte ich mit der Freundin, so viel es die beschränkte Zeit erlaubte, einige Schönheiten Roms bewundern. Wir besuchten die Kirchen: Santa Maria Maggiore, San Giovanni di Lateran, San Pietro in Vinculis mit der herrlichen Statue Moses, von Michel Angelo. Letztere machte einen tiefen Eindruck auf mich, während ich, an die einfache Schönheit gothischer Kirchen gewöhnt, all' den Prunk an Marmor und Vergoldungen nicht nach meinem Geschmacke fand.

Dann eilten wir in die Villa Aldobrandini, der Freundin reizende Behausung. Sie liegt in einem Garten, über und über voll Blumen, Blüten und Ranken, alles üppig und wuchernd. Dazwischen stehen Pinien, Eichen, Palmen, Cypressen, Orangen, Camelienbäume, im vollsten Schmucke des Frühlings prangend, belebt durch Springbrunnen, geziert mit Statuen. Der hochgelegene Garten bietet eine schöne Aussicht in's Gebirge und ich fand hier im engen Raume vereinigt, die kühnsten Erwartungen übertreffend: Farbe, Duft, Licht, Wärme, Kunst und Natur, Reichthum und Glück. Zurück fuhren wir an den schönsten Plätzen, an den berühmtesten Kunstwerken Roms vorbei, nach dem Monte Pincio, von wo uns die weiteste, herrlichste Rundschau auf Rom und seine Umgebung vergönnt war.

Abends war Diner und großer Empfang. Die hohen Würdenträger der päbstlichen Regierung, die Botschafter und Gesandten waren zu ersterem geladen. Mich interessirte es sehr, Cardinal Antonelli, den mächtigen Minister des Aeußeren, zu sehen, mit dem klugen, scharf und fein geschnittenen Gesicht, eine hohe, schlanke, beinahe noch jugendliche Gestalt, dessen dunkles Haar einzelne Silberfäden durchziehen. Monsignore Merode, damals Kriegsminister, seitdem in Ungnade gefallen, war mein Tischnachbar und der geistliche Stand hinderte ihn nicht an liebenswürdigen Redensarten, an heiteren Scherzen und Neckereien. Sein schiefer Blick hatte etwas Störendes für mich und da mein Nachbar zur Linken, der damalige österreichische Botschafter Bach, an demselben Gebrechen leidet, so befand ich mich in einer Art Kreuzfeuer. — Merode, ein vornehmer Belgier, war in seiner Jugend Officier gewesen und hatte erst ziemlich spät den Säbel mit dem Brevier vertauscht. Seinem ganzen Wesen hing noch etwas Soldatisches an und der Waffenrock mag ihn besser kleiden als die Soutane.

Unwillkürlich ließ ich meine Blicke von Einem zum Anderen von all' den hohen geistlichen Herren streichen und blieb forschend an ihren Gesichtszügen haften! Wie viele von ihnen mag wohl die göttliche Liebe, Demuth, Opferwilligkeit, Sorge für das eigene Seelenheil und

jenes ihrer Mitmenschen bestimmt haben, diesen Beruf zu ergreifen?

Ich fand kaum irgendwo eine Linie, die von solchen Empfindungen Zeugniß ablegen wollte, und als ich das blitzende Geschmeide, als ich die seltenen kostbaren Spitzen betrachtete, die mit damenhafter Sorgfalt die ernste, priesterliche Kleidung zierten, da erschrack ich beinahe vor Besorgniß, einer von den frommen Herren möchte sich den Zeitvertreib gegönnt haben, in meinen Zügen Gedanken und Eindrücke lesen zu wollen.

Nach dem Diner versammelten die Salons des Señor Gutierez d'Estrada alle glänzenden Namen der römischen Aristokratie, darunter herrliche Frauengestalten, deren Augen um die Wette funkelten mit den Diamanten an ihrem Hals und in ihrem Haar.

Tags darauf erwiederte Se. Heiligkeit den Besuch des Kaiserpaares. Noch ehe sein von sechs Pferden gezogener Galawagen in die enge Gasse einbog, in welcher der Palazzo Marescoti steht, verkündete das Jauchzen und Schreien der ihn begleitenden Menschenmenge die Ankunft des allerhöchsten Kirchenfürsten.

Kaiser und Kaiserin und die ganze Suite gingen die Stiege hinab und empfingen ihn kniend. Dann ward das ganze Haus zum Hand- und Fußkuß zugelassen, und leutselig sprach der Pabst zu Jedem ein freundliches Wort.

Der alte Gutierez weinte vor Freude über die Ehre, die seinem Hause widerfuhr. Er ist ein trefflicher, wackerer Mann mit politischen Begriffen, die wohl bei jetziger Zeit für jedes Land und jedes Volk eine Unmöglichkeit wurden, aber mit sittlichem Rechtsgefühl und einer bei seinen Landsleuten und in seiner Heimat leider zur großen Seltenheit gewordenen individuellen Rechtschaffenheit.

Nachdem der Pabst uns verlassen hatte, machte die Kaiserin in meiner und des Obersthofmeisters Begleitung noch eine eilige Fahrt nach den berühmtesten Plätzen, zu den Tempeln, Triumphbögen, Säulen und Fontainen, nach den Kirchen, nach der Villa Borghese mit ihrem herrlichen Park, wo Pinien- und Cypressengruppen, Blumenmassen und schöne Statuen eine Reihe entzückender Bilder darbieten, von wo man die schönste Aussicht auf ganz Rom genießt, wo mein Herz aufjauchzte vor Wonne und doch wieder niedersank in Wehmuth, weil ich mich losreißen mußte von all' diesen Schönheiten, ehe ich nur die Fähigkeit gehabt, sie völlig in mir aufzunehmen.

Wir hatten in Rom die vortheilhafteste Zeit gefunden; alles prangte im saftigsten Grün; die Glut der Sonne hatte alles zu neuem Leben gerufen und noch nicht versengend und zerstörend eingewirkt, wie dies in späterer Jahreszeit so sehr der Fall sein soll.

Noch einmal im Leben möchte ich dorthin zurückkehren, vom Monte Pincio, von der Villa Borghese

herabblicken, Sanct Peter betreten und die Brücke, die zur Engelsburg führt, die Fontana Trevi bewundern, tausend Orte besuchen, zu denen ich nicht gelangen konnte, ein Stückchen Leben dort zubringen im höchsten und reinsten Genuß des ewig Schönen!

Von Tausenden von Menschen begleitet, begaben wir uns um 4 Uhr desselben Tages nach dem Bahnhof und Dampfeseile entführte uns gegen Civita-Vecchia.

Ich kann nicht schildern, wie schwer mir diese Abreise aus doppelten Gründen fiel. Rom zog mich eben so sehr an, als die nun bevorstehende lange Seefahrt, nach der Erfahrung meiner Seeuntüchtigkeit, mein Inneres mit ernstem Bangen erfüllte. Doch blieb mir keine Wahl und das kategorische Muß ist in solchen Augenblicken ein gutes Ding, es bringt uns über die Unsicherheiten und Feigheiten glücklich hinüber.

Unter erneuertem Kanonendonner und anderem Spectakel fuhren wir in geschmückten Booten um 7 Uhr Abends von Civita-Vecchia ab und steuerten der „Novara“ zu.

Zweites Kapitel.

Fahrt durch das mittelländische Meer. Caprera. Meerenge von Bonifacio. Balearen. Küste von Spanien. Ankunft und Aufenthalt in Gibraltar. Abreise. Der atlantische Ocean. Madeira.

Die Cabine war bezogen, das Schiffsleben wieder begonnen, die Fahrt durch das mittelländische Meer ging glücklich von Statten. Unser Commandant Barry versicherte uns, wir hätten keine bessere Zeit für unsere Seereise wählen können, als die jetzige, und wirklich war das Meer musterhaft ruhig. Die Luft war sehr kühl; in Flanellkleidern saß ich auf dem Verdeck.

Den 21. April kamen wir ganz nahe an Caprera, der Lieblingsinsel Garibaldi's, vorüber. Er war damals eben in England, wo einige exaltirte Britten sich alle Mühe gaben, ihn und sich selbst lächerlich zu machen.

Die Insel zeigte sich kahl, felsig und rauh, nirgends konnten wir eine Vegetation entdecken, und für Garibaldi's Wohl läßt sich nur wünschen, daß das Innere des kleinen Eilands mehr Reize bietet.

Sehr schön und anziehend schien mir Corsica mit hohen schneebedeckten Bergen, aber grünen Thälern; es

erregte in mir den Wunsch auszusteigen und Napoleon's Wiegenland zu durchstreifen. Daß sich in solcher Abgeschlossenheit, in solcher ernsten und strengen Natur tüchtige Charaktere bilden, erscheint folgerichtig.

Als wir die Meerenge von Bonifacio durchsegelt hatten, war lange kein Land mehr in Sicht. Der Golf von Lyon empfing uns etwas unfreundlich; in der Nacht vom 22. zum 23. erhob sich ein starker Wind, der im Laufe des Tages sehr zunahm, die ersten größeren Wellen bildete und das Schiff in starkes Schwanken brachte; die Stühle mußten angebunden werden und die seeungewohnten Reisenden konnten sich nicht von der Stelle rühren; das Wasser drang in Cabinen und Magazine, viele unserer Vorräthe wurden unbrauchbar.

Ein dichter Nebel entzog uns leider den Anblick der Balearen und der spanischen Küste; zum ersten Male aber schwammen Delphine an uns vorüber, die so menschenfreundlich geschildert werden, als suchten sie stets die Nähe der Schiffe; doch hat der Dampf darin einige Entfremdung hervorgebracht; die Thiere scheuen jene unheimliche Macht, die mit Getöse die Wellen aufwirft und in ihr Bereich tiefe Furchen schneidet.

Als wir uns Gibraltar nahten, goß es in Strömen; doch ehe die Fregatte in den Hafen einfuhr, besserte sich das Wetter. In meinen Regenmantel gehüllt, stand ich auf dem Verdeck, begrüßte die Berge Afrika's, den herr-

lichen Felsen von Gibraltar und die dunkelgrünen Wellen des Oceans, die sich scharf abgrenzten vom blauen Mittelmeere. Es war am vierten Tage nach unserer Abfahrt von Civita-Vecchia, den 24. April.

Der Hafen war überfüllt mit Schiffen, wir hatten weit geankert und es war schon zu spät, um noch an's Land zu fahren; auch war die See stark bewegt. Das Sturmschiff des Hafens hatte die rothe Flagge gehißt.

Man hatte so viel zu sehen, so viel zu bewundern, daß die Zeit nicht zu lang wurde. Der Anblick ist wunderbar schön und großartig. Der Felsen erhebt sich senkrecht zu beträchtlicher Höhe in imponirender Form und Größe. Von weitem erscheint er kahl und unwirthbar, und die grünen Flächen, die man entdeckt, lassen nicht ahnen, welch' schöne Vegetation in diesen Spalten, aus diesem steinigen Boden erblüht.

Weithin erstreckt sich die Stadt Gibraltar am Fuße des Felsens und erklimmt ihn in geringer Höhe. Die riesigen Befestigungsarbeiten der Engländer, die den ganzen Felsen durchhöhlen, sind nur bei genauerer Beobachtung sichtbar. Unzählige Schiffe belebten den Hafen. Die Flaggen aller Nationen wehten auf den Masten, kleine Boote segelten von Schiff zu Schiff, von diesen zur Küste, es war ein ewiges Leben und Treiben, und da das Meer selbst im Hafen sehr bewegt war, ergötzte uns der Anblick des Tanzens der kleineren Fahrzeuge auf den Wellen, das tiefe Hinabsinken in einen Abgrund, der sie zu ver-

schlingen drohte, und gleich darauf das Wiegen und Wanken hoch oben auf dem schlüpfrigen Gipfel.

Die Kohlenschiffe wurden mit kleinen Dampfern herangeschleppt, die gleich muthigen kleinen Pferden schnaubend und brausend unsere Fregatte umstanden, beinahe ungeduldig des unliebsamen Aufenthaltes und nach gethaner Arbeit geschäftig wieder forteilten. Schön erstreckt sich das Meer vor unseren Blicken, begrenzt von den kühnen und imposanten Formen der marokkanischen Berge. Hell und weiß funkelte die Stadt Ceuta am afrikanischen Ufer.

Es liegt eine wunderbare Harmonie in dieser Natur; alles ist großartig angelegt und Vermessenheit dünkt es einem und frevelhafter Uebermuth, daß der schwache, stets todesbedrohte Mensch seinen kleinlichen vergänglichen Zwecken alles dienstbar zu machen wagt: Ehrgeiz und Hochmuth sprengten den aus der Urkraft des Weltalls entstandenen Felsen und das Meer, welches mit einem Aufzischen ihn und seine Nußschale verschlingen könnte, wiegt sie geduldig und gestattet, seiner Macht zu trotzen, ja sie zu gebrauchen.

Ein Linienschiff, das aus dem atlantischen Ocean kam, wurde längst von den Officieren unseres Kriegsschiffes beobachtet. Es nahte langsam und gewährte einen traurigen Anblick: es hatte seine Takelage und seine Boote verloren, seine Kanonen über Bord geworfen und mußte nach einem, wie es schien, verzweifeltem

Kampfe mit der Wuth der Elemente froh sein, den Hafen zu erreichen. Vielen unserer Herren war es ein alter Bekannter aus den italienischen Kriegen: „Il rè galant uomo“, der seit Monaten vermißt war und den man an den Küsten Nordamerika's gestrandet glaubte. Zur kaiserlichen Tafel geladen, berichtete der Commandant über alle die Gefahren, die er und seine Leute überstanden hatten.

Am folgenden Tag ward uns vergönnt, in kleinen Booten an's Land zu fahren. Der Himmel war klar, die Beleuchtung schön, aber der Wind sehr arg. Die Fahrt nach der Küste dauerte eine halbe Stunde, die Wellen neckten uns, und spotteten unserer Ungeduld; die Ruderer mußten sich sehr anstrengen, ehe sie uns zum Landungsplatz führten. Und nun ging es den steilen schattenlosen Fußweg hinan, zu den Galerien und Felsengängen.

Ein englischer Unteroffizier, der sich freute, mit fremden Menschen in seiner Muttersprache verkehren zu können, sperrte uns die Thore auf und machte uns in schlichter und artiger Weise den Cicerone. Die Herren waren meist alle zu Pferde, meine Gefährtin und ich aber zogen es vor, den ermüdenden Weg zu Fuß zurückzulegen. Zum ersten Male spürten wir die Hitze des Südens; die Sonne brannte furchtbar auf dem Felsen, doch war die Lust des Sehens und das Interesse zu groß, als daß es störend auf uns gewirkt hätte.

Die in den Felsen gehauenen, ganz gedeckten, schönen und breiten Galerien boten endlich Schutz gegen die Sonnenstrahlen. Spiralförmig führen sie bis zur höchsten Spitze hinan und aus Lucken, an welchen Kanonen stehen, genießt man die schönste Aussicht. Es ist ein Riesenwerk und so eigen in seiner Art, daß seine Besichtigung jede Anstrengung lohnt.

Auf der Spitze des Felsens, am östlichen Ende steht einsam das Haus des Unterofficiers, welcher uns das Geleite gab. Hier bot er uns kurze Rast, Käse und einen willkommenen Trunk von limonade gazeuse. Dann ging es weiter auf sehr steinigem Wege, durch einen niederen Palmenwald, in welchem wir Affen sehen sollten. Doch spähten wir umsonst; entweder ist diese Erwartung das Einzige, was von den Thieren noch übrig blieb, oder sie fliehen die Neugierde der Menschen; wir bekamen keine zu Gesicht.

Der Rückweg führte durch die herrlichsten Gärten. Hinter den Mauern ragte weit der fruchttragende Cactus hervor, der mir damals noch fremd und als Symbol des Südens sehr erfreulich war; prächtige Bäume, deren Namen ich leider nie erfuhr, boten erquickenden Schatten, und Blumen und Blüten wucherten in unbeschreiblicher Pracht und Mannigfaltigkeit.

Erst im Süden weiß man, was ein Garten ist; dort gibt es nichts von jener ängstlichen Sparsamkeit, mit welcher die künstlich gezogenen und sorgsam verwahr-

ten Kinder unserer Treibhäuser dem kargen Boden, der Unwirthlichkeit unseres Klima's anvertraut werden. Ueppig wild blüht hier alles durcheinander, spottet der ordnenden Hand und entfaltet sich zu einer Größe und Vollkommenheit, die all' unser gewohntes Maß überschreitet und uns zu größter Bewunderung, zu freudigstem Entzücken hinreißt. Hier erhebt sich auch alles zum Baum und man streckt den Arm meist aus nach Blüten, zu welchen man sich bei uns tief bücken muß. Nichts kränkelt, nichts kümmert, alles ist saftig, in dunklerer Färbung, in reicherer Fülle. So hatte ich mir in meiner Kindheit die Gärten geträumt, von welchen ich in den Märchenbüchern las, wo Menschen lustwandelten, denen nie eine Sorge nahte und welchen der Zaubertrank einer guten Fee stets Schönheit und Jugend bewahrte.

Bei der Alameda angelangt, ruhten wir auf den Bänken aus, ließen die schöne Welt an uns vorübergehen, fahren und reiten und erquickten uns an frisch gepflückten Orangen, die man uns zum Kaufe bot.

Hier machten wir die Bekanntschaft des Gouverneurs von Gibraltar, General Codrington und seiner Adjutanten, wovon uns einige stundenlang auf den Felsen gefolgt waren, ohne uns erreichen und die liebenswürdige Absicht, uns Gesellschaft zu leisten, erfüllen zu können.

Die Stadt selbst ist nett und hübsch, der englische Geist der Ordnung und Reinlichkeit waltet auch hier, trotz all' der diesem Principe so feindlichen Elemente von Mauren, Spaniern und Juden.

Die Dinerstunde zwang uns, zur „Novara" zurückzukehren. Schon vom Felsen aus hatten wir die zunehmende Bewegung des Meeres beobachtet und nun die größte Mühe, in unser „Gig" zu gelangen. Es hob und senkte sich und spottete aller Berechnung. Nur nach längerer Uebung gewinnt man den Vortheil, das Tempo zu erhaschen, um mit beiden Füßen in das Boot oder aus demselben zu gelangen. Die Fahrt war schrecklich; die Wellen warfen uns bald hoch hinauf, bald tief hinunter, bald ganz zur Seite; es schien beinahe unmöglich, von den aufgethürmten Wogen nicht verschlungen zu werden; ehe man es sich versah, stand man oben wie auf hoher Thurmspitze und fuhr mit Blitzesschnelle hinab in die schäumende Tiefe. Dabei war das Boot so klein, daß uns kaum eine Handbreit von der Fluth trennte. Die sonst so kühne Freundin an meiner Seite verlor diesmal den Muth; es wurde geschrien und gebetet; aber der steuerlenkende Officier hinter uns und die rudernden Matrosen lachten, und wenn auch durchnäßt von den überspritzenden Wellen, kamen wir doch glücklich zur „Novara", legten an und erreichten nach manch' vergeblichem Versuche die auf das Verdeck führende Stiege.

Die Cabine des Kaisers versammelte uns heute in ihrem heißen Raume zum Diner. General Codrington, mehrere andere englische Officiere, der österreichische Consul &c. waren geladen. Mein Nachbar war Fürst Hohenlohe, der unter dem Namen eines Grafen von Gleichen in der englischen Marine dient. Die Königin widersetzte sich der Heirat des ihr naheverwandten Fürsten mit Miß Seymour und wollte diese Ehe zu einer morganatischen stempeln; da legte der Fürst seinen Namen ab und führte als Graf Gleichen die zarte, blonde Miß heim, die ich Tags darauf kennen zu lernen Gelegenheit hatte.

Die englischen Officiere hatten Pferderennen veranstaltet und die mexicanischen Majestäten mit ihrer cisatlantischen Suite dazu geladen. Dies gab uns Gelegenheit, Leben und Treiben, Land und Leute zu sehen, die mir fremd waren.

Mit Freude steuerten wir am 26. April um Mittag wieder dem Felsen zu, der sich streng und ernst vor einem erhebt, in jeder Spalte aber und zwischen jedem Stein die schönsten Blumen birgt. Dies hat für uns arme nordische Menschen einen unbeschreiblichen Reiz. Freilich hatten wir auch hier den günstigsten Zeitpunkt getroffen. Wenn die Sonne Monate lang in voller Glut auf den Felsen brennt, erstirbt die Vegetation unter ihren versengenden Strahlen, dann mag es

wohl traurig und dürr aussehen und dem Bewohner Gibraltar's der Aufenthalt peinlich und lästig werden.

Der Rennplatz war sehr hübsch; eine grüne Wiese zwischen dem hohen Felsen und dem Meere, gegen Norden begrenzt von den Sierren Spaniens. Ein eigenthümliches Getriebe entwickelte sich hier; es war mir viel interessanter, als ob das Pferd vom Capitän Smith oder Colonel John gewann.

Officiere kamen geritten, englische Damen erschienen zu Pferde oder in ihren Ponychaisen. Soldaten in rothen Röcken nahmen lebhaften Antheil. Dazwischen schrien und lärmten spanische Gassenbuben und boten Südfrüchte feil: lebendige Bilder Murillo's; gravitätische Mauren, mit dem Turban auf dem Kopfe und der bunten Kleidung, standen ernsthaft dabei, elegant gekleidete Herren verkehrten bald mit den Damen, bald mit den Reitern, Wetten wurden veranstaltet. Man stritt, scherzte und lachte. Die Kaiserin nahm im Wagen des Generals an der Seite der Miß Codrington Platz, der Kaiser mischte sich unter die Zuschauer.

Ich saß auf der Tribüne und weidete mich an der ganzen, mir so fremden und anziehenden Scenerie mit der lebendigen Staffage. Der helle Glanz, der warme Ton, welchen die südliche Beleuchtung über alles wirft, verliehen dem Ganzen einen Zauber, den nur jene begreifen, denen es vergönnt wurde, sich durch eigene Anschauung einen Begriff davon zu machen.

Nach dem zweiten Rennen wurden die Majestäten und wir in ein Zelt geführt, wo ein Frühstück bereitet war. Gräfin v. Gleichen, eine anmuthige und hübsche Frau, und Miß Codrington machten die Honneurs, die Officiere tranchirten und bedienten, es herrschte eine Artigkeit, eine Liebenswürdigkeit und dabei ein so vortrefflicher Ton, daß mir der beste Eindruck von englischer Gastfreundschaft blieb. Diesmal und stets, wenn der Contrast zwischen englischer und französischer Höflichkeit mir nahe trat, empfand ich lebhaft den großen Unterschied, der zu Gunsten englischen Wesens hervortrat. Jede Artigkeit trägt hier den Stempel achtungsvollster Ritterlichkeit, während man es dort höchstens mit einer Galanterie von sehr zweifelhafter Annehmbarkeit zu thun hat. Ich fand auch dort Ausnahmen und habe mich auch bei Franzosen an einer Wohlerzogenheit erfreut, die bei jeder Nation den Gentleman kennzeichnet, doch waren es eben nur die Ausnahmen, während ich auf meiner Reise, weder in Europa, noch in Amerika, je einem Engländer begegnete, bei dem ich mich nicht auf die wohlthuendste Art in guter Gesellschaft gefühlt hätte.

Um 4 Uhr verließen wir den Rennplatz; General Codrington und sein Adjutant begleiteten uns zu Pferd, führten uns durch die Stadt und durch einen prachtvollen, dem Hafencapitäne Mr. O'Mannly gehörenden Garten. Dieser erwartete uns mit seinem kleinen Dampfer am Landungsplatz und brachte uns auf

demselben zur „Novara" zurück, wo wir die Herren wieder bei der Hoftafel sahen.

In der Nacht segelten wir ab; das Meer war sehr bewegt, der Sturm der vorhergehenden Tage hatte es in große Aufregung gebracht; es war, was man im adriatischen Meere: „mare morto" nennt. Langsam wälzen sich die Wellen in unabsehbarer Länge; sie schäumen nicht, sie werfen sich nicht auf; glatt ist die Oberfläche, aber das Schiff rollt über die breiten Rücken in tiefe Thäler und diese Bewegung war mir eine stets viel gefährlichere, als wenn sich das sturmgepeitschte Meer thürmt, das Schiff aber, mit den Segeln an den Wind gelehnt, von ihnen getragen wird.

Meine erste Bekanntschaft mit dem atlantischen Ocean war daher wieder eine sehr unangenehme; umsonst trachtete ich meine geschwächten Magennerven durch Sherry und Curaçao in Thätigkeit zu erhalten, auch dieses Experiment half nichts. Der ganze jämmerliche Zustand der ersten Tage kehrte wieder, doch besserte er sich am zweiten Tage.

Ich war diesmal nicht die einzige Kranke; viele unserer Reisegefährten waren auch Leidensgefährten und selbst die Kaiserin erschien erst spät Abends auf dem Verdeck — blaß und angegriffen. Schreibmappe und Bücher ruhten für kurze Frist.

Der Ocean war in der Nähe dunkelblau, wie tiefes Indigo, in der Ferne grau und bleiern, doch gab es

später Tage, an welchen er jene helle, himmelblaue Farbe annahm, welche das adriatische und das mittelländische Meer an schönen Tagen kennzeichnet. Die Begegnung eines Schiffes war stets ein Ereigniß. Alles stand auf der Lünette, um theils mit freiem Auge, theils mit dem Fernrohr Rang und Nationalität des Schiffes zu erkennen, und als des Abends ein großer Dampfer an uns vorbeisegelte, beleuchteten wir uns gegenseitig mit bengalischem Feuer, was einen sehr schönen Effect machte. Diesmal war es das große Post- und Passagierschiff, das den weiten Weg zwischen Rio Janeiro und Southampton zurücklegt, dem wir begegneten.

Die Temperatur auf offener See war trotz des niederen Breitegrades empfindlich kühl und selbst in Sicht von Madeira, am 29. April des Morgens, stand ich noch im Plaid gehüllt auf dem Verdecke, aller Krankheit vergessend, in freudiger Ungeduld und Erwartung des köstlichen Juwels, des Gartens des atlantischen Oceans, des schönen vielgepriesenen Madeira, dem wir nahten.

Zuerst ging es an den Islas desertas vorüber, kleinen, felsigen, unbewohnten Eilanden, wo wilde Ziegen gar oft der Anstrengung der Jäger spotten, die von Madeira herüberfahren, um sie zu erlegen. Lange umschifften wir Madeira, ehe wir in vorgerückter Morgenstunde die Hauptstadt Funchal erreichten und dort in dem schlechten Hafen ankerten.

Die Insel, unverkennbar vulkanischen Ursprungs, bildet unzählige Berge und Schluchten und erhebt sich steil zu beträchtlicher Höhe. Der Besuch auf Madeira ist mir leider nur wie ein flüchtiger Traum, doch ein so schöner, wie ihn die Phantasie kaum zu erfinden vermag. Wenige Stunden nur wurden uns hier vergönnt; die Zeit wurde um so karger zugemessen, als die Insel den Majestäten von früherer Zeit her wohl bekannt war. Erzherzog Ferdinand Max und Erzherzogin Charlotte hatten sie vor drei Jahren besucht und letztere hatte sie mehrere Monate lang bewohnt.

Erst um zehn Uhr fuhren wir an's Land, — — und an was für ein Land!

„Es blüht das fernste, tiefste Thal,
„Das Blühen will nicht enden!"

Dieses reizende Bild des Frühlings lag vor mir, ausgestattet mit einer Verschwendung, mit einer Mannigfaltigkeit, die mit staunender Bewunderung erfüllen. Wir gingen gleich zur Villa Davis, wo Kaiserin Elisabeth von Oesterreich zur Herstellung ihrer zerrütteten Gesundheit mehrere Monate verlebt hatte.

Die Villa selbst ist mit aller Bequemlichkeit und der dem Klima angemessensten Zweckmäßigkeit erbaut. Ihr größter Schmuck im Inneren ist nun das Bildniß unserer schönen Landesmutter, das freilich eben so wenig einen richtigen Begriff von dem seltenen Liebreiz dieser

hohen Frau geben kann, als meine Feder im Stande ist, die Schönheit Madeira's zu schildern.

Die Villa liegt wenige Schritte von der See, in einem Meere von Blumen. Nie sah ich so herrliche Rosen! Und Verbenen, Betunien, Pelargonien, hochblühende Heliotropen, doppelt so groß wie bei uns, in höchster Farbenpracht, im bunten, üppigen, unaufhaltsamen Durcheinanderblühen. Daneben standen wohl gepflegt die seltensten Bäume: Magnolien, Araucarien, Mimosen, Strelizien, Camelienbäume, Königspalmen, Bananen, Ficus; das Ganze eingezäunt von Rosen- und Heliotropenhecken, Orangen- und Feigenbäumen, Aloen, Agaven und früchtetragenden Cacteen. Farbe und Duft waren hier zauberhaft ausgestreut, so daß man sich in ein Feenland versetzt glaubte. — Könnte ich doch einen schwachen Abglanz der Wonne mittheilen, die mich erfaßte! Alles jubelte in mir vor hohem Entzücken!

Ein Fichtenbaum, den nach Landessitte der Kaiser zu Weihnachten der fernen Gemalin über das Meer zugesendet hatte, ward von dieser in den Garten verpflanzt; hier gedeiht er prächtig und freut sich des Bodens und der Licht- und Wärmefülle! War es vielleicht jener einsame Fichtenbaum, von dem Heine gesungen hat und der sich nach der fernen Palme gesehnt? Dann ward seine Sehnsucht erfüllt, denn wenige Schritte von ihm erhob sie sich schlank und stolz, überragte ihn aber weithin mit ihrem blättergekrönten Haupt.

Eiligst besuchte ich die junge, interessante Bildhauerin Elisabeth Ney, von der ich viel gehört und deren schönes Porträt von Wilhelm Kaulbach ich bewundert hatte. Unter Rosen und Orangenbäumen hatte sie sich ihr Atelier aufgeschlagen, eine Umgebung, die der jungen und anmuthigen Priesterin der Kunst gar wohl stand. Leider durfte ich mich durch ihre liebenswürdige Persönlichkeit, durch das Interesse, welches ihre genialen und schönen Arbeiten erweckten, nicht fesseln lassen; Madeira bot so viel des Guten und Schönen, daß wir davon nur nippen konnten; jede Minute war ein neuer Genuß.

Die Majestäten hatten in Begleitung mehrerer Herren eine Reitpartie unternommen, meine Gefährtin und ich mit dem übrigen Theile der Gesellschaft nahmen einen anderen Weg. Nach einem köstlichen Frühstück von Erdbeeren, Orangen, Bananen und etwas prosaischeren Beefsteaks wurde eine Promenade nach dem Arrebantãs-Berge unternommen, auf welchem die Wallfahrtskirche von Nostra Senhora de Monte und die Villa Gordon interessante Zielpunkte bilden. Die Damen bestiegen einen großen, rothgefütterten, halb bedeckten, mit zwei Ochsen bespannten Schlitten. Die Herren waren zu Pferde. So ging es den furchtbar steilen, mit kleinen Steinen gepflasterten Weg hinauf, wohl über eine Stunde lang. Es war sehr beschwerlich für die armen Thiere, die von den ungemein häßlichen und schmutzigen Ein-

geborenen mit Stangen, an welchen spitze Nägel angebracht sind, angetrieben wurden; eine von allerlei unarticulirten, kaum der Menschenstimme ähnlichen Tönen begleitete Aufmunterung.

Wenn überhaupt etwas den Zauber bannen kann, der über jenes Blumenreich ergossen ist, so sind es die Menschen. Die Eingeborenen tragen ein so trauriges Gepräge von moralischer und physischer Verkommenheit, haben mit ihren kleinen Käppchen, welche nur den geringsten Theil des Kopfes bedecken können und am obersten Ende eine 6 Zoll lange in die Höhe stehende Röhre bilden, ein so erbärmliches, affenartiges Aussehen, daß der Contrast mit der übrigen so reich ausgestatteten Natur ein gar trauriger ist.

Die Europäer, meist Engländer, abgezehrte, brustkranke, in dem milden, schönen Klima ihr Leben zu verlängern suchende Menschen, liegen bleich und abgemagert in Hängematten und werden von Dienern und Eingebornen die schmalen und steilen Straßen der Stadt herab oder hinaufgetragen, was einen sehr traurigen, herabstimmenden Eindruck macht.

Graf Farrabo, ein Portugiese und Madeiraner Gutsbesitzer, war unser Wegweiser und sehr liebenswürdiger Cicerone. Wir fuhren durch Gärten, deren Blumen weit über die Mauer herabfielen, durch Laub- und Nadelholzwälder, neben welchen Bananensträuche und Palmen stehen und hatten tiefe Blicke in die von Wasser

durchrieselten Felsenthäler und über das Meer bis zu den islas desertas. Endlich am Ziele angelangt, besahen wir den Garten der Villa Gordon, dem jede ordnende Hand fehlt, der uns aber durch das Chaos von Blumen, durch die Ungebundenheit seiner Vegetation, durch seine schöne Aussicht entzückte. Dann ging es wieder hinab, aber nicht mehr zu Pferde, oder in ochsenbespannten Schlitten; wir setzten uns in kleine unbespannte Strohschlitten zu zwei und zwei, einige Eingeborene hockten rückwärts auf, leiteten das Gefährt mit Fußstößen, und mit Blitzesschnelle, wie von Eisbergen, rutschten wir in zehn Minuten den tausend Fuß hohen Berg herab.

Und nun mußte geschieden werden von der Villa Davis, von Madeira, von der ganzen überirdisch schönen Welt, die sich uns hier entfaltet hatte, aber auch für lange, peinlich lange Wochen vom Lande, vom festen Boden, von der altgewohnten Mutter Erde.

Am selben Abend wurden die Anker gelichtet.

Drittes Kapitel.

Das atlantische Meer. Passatwinde. Leiden und Freuden der Seefahrt. Die Martinique. Jamaica. Der Meerbusen von Mexico. Am Ziel.

Mit dem Abschied von Madeira begann erst der volle Ernst der Reise. Bis dahin hatte die Seefahrt nie länger als vier bis fünf Tage gedauert, ohne uns eine kurze Rast auf festem Boden zu gönnen. In 16 Tagen hatten wir dreimal gelandet, hatten beinahe fünf Tage in Rom, Gibraltar und Madeira zugebracht. Nun lag der atlantische Ocean vor uns in seiner ganzen Größe und mindestens 14 Tage sollten vergehen, ohne daß wir Land sehen konnten. Dies war ein imponirender Gedanke!

Als wir am 30. April erwachten, lag das blühende Eiland, auf welchem wir einige unvergeßlich schöne Stunden zugebracht hatten, weit hinter uns.

Nun sollten wir in die Region der Passatwinde gelangen und den größten Theil der Ueberfahrt, bis zu den Antillen, blos mit Segeln zurücklegen, da unsere Fregatte, ursprünglich für keine atlantische Reise bestimmt, nur Kohlenvorrath auf 8 bis 9 Tage fassen konnte.

Der Ocean war bewegt, bleiern und häßlich, der Himmel umwölkt; doch war die Brise gut und am ersten Tag ging die Segelfahrt prächtig von statten. Es wurde gescheuert und gewaschen; alles freute sich vom Kohlenschmutz befreit zu sein, Commandant und Officiere waren fröhlichster Laune, denn die Segelfahrt ist des Seemanns größte Lust und mit dem Dampf ging ein großer Theil der Poesie und noch mehr der Geschicklichkeit und Genialität verloren, die diesen Beruf so anziehend machten. Sich selbst, seiner Kraft, seiner Umsicht und Energie mußte der Segelfahrer vertrauen, mußte es verstehen, sich Wind und Wetter dienstbar zu machen; es war eine ernste und schwere Wissenschaft, aber sie bildete ihren Mann und wer sich Capitän eines Segelschiffes nennen konnte und wettergebräunt von weiter Seereise zurückkehrte, der hatte erlebt, gekämpft und erstritten, der hatte all' seine Fähigkeiten, all' seine Kraft eingesetzt und in der furchtbaren Einöde des Meeres den schönen Spruch bewahrheitet: Hilf Dir selbst, so wird Dir Gott helfen.

Bei mir stellte sich leider allsogleich die bittere Prosa der Seereise wieder ein; das Rollen und Schwanken waren stärker, die Bewegungen unregelmäßiger, das Krachen und Stöhnen im inneren Raum noch ärger; eine große moralische Niedergeschlagenheit ergriff mich und es bedurfte all' meines festen Willens und alles Scheltens und Neckens meiner Reisegefährten, um mich

zu jenem Widerstand, zu jener geistigen Elasticität zu erheben, die allein das physische Leiden zu überwinden im Stande sind. Dennoch bleibt in meiner Erinnerung diesem Theil der Reise der Stempel unendlicher Melancholie aufgedrückt. Das Gefühl der gänzlichen Trennung von den Meinen, die Unmöglichkeit einer Nachricht lagen wie ein Alp auf mir.

Das ewige Einerlei, das einem bei langer Seefahrt geboten wird, läßt der Phantasie einen unendlichen Raum; nichts zieht ab, nichts Aeußerliches zwingt zur Beobachtung, nichts zerstreut, man ist völlig auf sich selbst, auf seine Gedanken und Empfindungen beschränkt, man findet Zeit sich seinen traurigen Erinnerungen oder aufkeimenden Besorgnissen in einem Grade hinzugeben, der überwältigend auf das Gemüth wirkt. Oft dachte ich mir: so muß einem Gefangenen zu Muthe sein, der beschäftigungslos in den vier engen Mauern seines Kerkers sitzt. Für den Glücklichen, welcher der Seekrankheit nicht unterworfen ist, gestaltet sich das Leben ganz anders; der liest und schreibt, beschäftigt sich mit größerer Ruhe und Sammlung als irgend wo anders und labt sich nach gethaner Arbeit mit dem größten Interesse an dem Anblick jener gewaltigen Macht, jener in ihrem Schooße so großen Reichthum, solche Mannigfaltigkeit bergenden Natur. Nur ist das Meiste von all' dem versenkt in unerreichbaren Tiefen und nebstdem fehlte unserer Reisegesellschaft ganz und gar der wissenschaftlich

gebildete Mann, der zu nennen, zu erklären, die Aufmerksamkeit wach zu rufen verstanden hätte. Wie sehr bedauerten wir dies auf dem Meer und auf dem Lande, wo uns tausend Erscheinungen fremd waren nnd gewiß vieles ganz unbeachtet an uns vorüberging.

Auch für die Andern war die Freude des Segelns von kurzer Dauer. Ob wir selbst die Richtung nicht einhielten, oder ob der Passatwind sich diesmal große Unregelmäßigkeiten hatte zu Schulden kommen lassen, weiß ich nicht; gewiß ist es, daß er immer schwächer wurde und uns schließlich ganz im Stiche ließ. Wir machten kaum drei Knoten in der Stunde. Die Consternation war allgemein, denn ohne Passat und ohne Kohlen konnten wir Veracruz nicht erreichen, ja nicht einmal Martinique, unser nächstes Ziel.

Da gab es denn viel Hin- und Herreden, viel Signalwechsel mit der Themis, viel Aufregung und üble Laune bei den Officieren; endlich wurden die Kessel wieder geheizt, beim Zunehmen des Windes wieder gelöscht, und von Neuem der Dampf zu Hülfe genommen, als die Segel bald wieder schlaff herabhingen. So ging es bis zum zwölften Mai und verlängerte unsere Reise; da ward denn endlich der Entschluß gefaßt, uns von der Themis, die weit größere Kohlenmagazine hatte, remorquiren zu lassen, bis wir weit genug gekommen waren, um dann selbstständig zu fahren und mit unserem Kohlenvorrath bis Martinique auszureichen.

Auch dieser Entschluß erregte Unzufriedenheit und große Meinungsverschiedenheit; die selbstbewußte Ueberlegenheit der „Themis" war schwer zu ertragen, das österreichische Gefühl litt unter der Nothwendigkeit, sich französische Dienste zu erbitten; als wir aber von der „Themis" geschleppt, bei völliger Windstille ganz bewegungslos über die spiegelglatte See glitten, befand ich mich zu wohl dabei, um mich nicht darüber zu freuen.

Uebrigens hatte ich mich nach und nach etwas gestählt, manchmal ein Buch, manchmal eine Arbeit zur Hand nehmen können und endlich war ich selbst bei etwas hoher See standhaft. Die Temperatur blieb beinahe bis zum Wendekreis des Krebses kühl und auch dann war es nur in den Cabinen unerträglich heiß. Auf dem Verdeck, wo uns an windstillen Tagen, oder wenn die Brise uns günstig war, ein Zelt vor den Strahlen der Sonne schützte, umwehte uns eine köstliche, reine, frische Luft. Es lockte auch die Kaiserin aus ihrer hübschen, bequemen Cabine, in welcher sie emsig schrieb und las, auf das Verdeck; dort machte sie ihre einförmige Promenade und setzte in freier Luft ihre Beschäftigungen fort. Selbst des Abends, wenn wir anderen in dem Anblicke des Sonnenuntergangs versunken waren, schenkte sie dieser Herrlichkeit nur kurze Aufmerksamkeit und blieb beim matten Scheine der Schiffslaternen ihren Büchern und ihrer Schreibmappe treu. Während einer einsamen und ernsten Kindheit hatten sich ihre Lust am Lernen,

ihre Freude an Büchern, ihre Fähigkeit, sich das Gelesene schnell anzueignen, gar sehr entwickelt; sie entfaltete dabei einen eisernen Fleiß und eine abgeschlossene Aufmerksamkeit, denen ein vortreffliches Gedächtniß gar sehr zu Hülfe kam. In kürzester Zeit wußte sie Sprachen zu erlernen und neben dem Französischen, ihrer Muttersprache, schreibt und spricht sie das Deutsche, Englische, Italienische und Spanische mit grammatikalischer Gewissenhaftigkeit und ohne je mit dem Worte zu zögern.

Mit Vorbereitungen zu ihrer künftigen Existenz, mit Ausarbeitung ihrer Haus- und Hofordnung, mit Arbeiten, welche ihr der Kaiser übertrug, verbrachte sie nun die Zeit und war so sehr von dem Beruf erfüllt, dem sie entgegenging, daß sie von allem Anderen beinahe unberührt blieb.

Auch der Kaiser war ununterbrochen beschäftigt und kam wenig auf das Verdeck. Zu mehrstündiger Berathung und gemeinschaftlicher Arbeit versammelte er täglich die Herren seiner Umgebung, worunter auch der mexicanische Staatsminister Velasquez de Leon und sein Secretär Angel Iglesias sich befanden. General Woll, ein Mixtum compositum von deutscher Abkunft, französischer Geburt und Erziehung und mexicanischen Dienstleistungen, war Generaladjutant. Einen jungen Mexicaner Ontiveros, der als französischer Gefangener nach der Einnahme Puebla's nach Paris

gekommen war, hatte Kaiser Maximilian von dort in die Heimat mitgenommen.

An diesen Herren konnten wir nun im Vorhinein mexicanisches Wesen und mexicanische Art studiren und wirklich erwiesen sie sich als charakteristische Individualitäten. Señor Velasquez de Leon, ein alter Mann, dessen Jugendjahre in die Zeit der Befreiung des mexicanischen Reiches vom Mutterlande fallen, wuchs in noch etwas geregelteren Zuständen auf und sein Charakter konnte eine gewisse Festigkeit gewinnen, ehe die ewigen Umwälzungen, ehe Ehrgeiz und Habsucht, ehe alle Parteileidenschaften, ehe die gleiche Gewissenlosigkeit der Regierenden wie der Regierten auf Erziehung und Entwicklung der Einzelnen wie der Massen einen so demoralisirenden Einfluß nahmen; er ist gleich seinem Gesinnungsgenossen Gutierez ein Mann von zweifelloser Ehrenhaftigkeit. Schlicht, höflich, bescheiden, wortkarg, hörten wir kaum den Laut seiner Stimme. Die Mischung spanischen und indianischen Blutes, bei ihm sehr augenfällig, hat eine äußere Form gebildet, deren originelle Häßlichkeit kaum ihres Gleichen finden dürfte. Ihm wie seinem Secretär ist jene subtile Feinheit der Formen, jener Stempel natürlicher Wohlerzogenheit, die wir später bei seinen Landsleuten so oft wiederfanden, in hohem Grade eigen, nur trägt sie bei Angel Iglesias, dem noch jungen Mann von einnehmendem Aeußern, schon etwas jenes scheue, schüchterne, mißtrauische Ge-

präge, das in so charakteristischer Weise der jüngeren Generation aufgedrückt ist. Beide Männer schienen sehr gebildet. Iglesias ist ein junger Arzt, der seine Studien in Paris gemacht hat und sein Land und seine Landsleute ganz objectiv beurtheilt, obwohl ihm wie den meisten Mexicanern eine schwärmerische Liebe für seine Heimat eigen ist.

Ueber Ontiveros will ich nur wenige Worte verlieren, er vertritt Jung-Mexico von der unerbaulichsten Seite. Eitel, weichlich, unverläßlich und wetterwendisch, muthe ich ihm zu, sich stets jener Partei anzuschließen, die ihm am meisten Gewinn verspricht. Diese Richtung ist leider nichts weniger als vereinzelt in seinem Lande.

Der Wendekreis des Krebses war überschritten und wurde zur Erheiterung der Matrosen festlich begangen, eine Sitte, die gewöhnlich blos beim Uebergange des Aequators beobachtet wird. Matrosen, als Neptun, Amphitrite und andere Meeresgötter und Göttinnen maskirt, erschienen auf Triumphwagen auf dem Verdeck, hielten Reden an den Kaiser und den Commandanten, und versprachen den Ungetauften ihren Segen, worauf das Signal zu einem allgemeinen Ueberschütten und Bespritzen gegeben wurde, wovon nur die Damen gänzlich verschont blieben. Das Wasser floß in Strömen über das untere Verdeck; schließlich tanzten die Matrosen fröhlich beim Klange der Musik, welche eine gut ge-

schulte Bande ausführte und die uns täglich eine sehr erfreuliche Erheiterung bot.

Je niederer die Breitegrade waren, in welchen wir uns befanden, desto kürzer wurden die Tage. Um halb sieben Uhr war Sonnenuntergang und diese Zeit bot uns täglich den wunderbarsten Anblick mit den mannigfaltigsten Abwechslungen.

In keiner Beziehung läßt sich aber dieses Schauspiel in den Tropen mit jenem vergleichen, das uns in nördlicheren Zonen geboten wird; hier ist alles Harmonie, Uebergang, ein Verschmelzen und Verglühen, dort ist alles Contrast. Grell stehen die verschiedensten Farben neben einander, dunkles Violett neben schreiendem Gelb in scharf gesonderten Streifen, helles Grün neben feurigem Roth. Wie bei Nebelbildern verwandelt sich dann eine Farbe in die andere. Eine Wolke, ein unterbrochener Lichtstrahl führen die auffallendsten Veränderungen herbei. Das Meer, das eben noch in seiner intensiven aber durchsichtigen Bläue vor uns lag, nimmt nun in seinen feuchten Schooß all' die wechselnde Farbenpracht auf, leiht ihr neue Schattirungen, neuen Glanz. Schnell aber tritt die Nacht hinzu und wirft den Schleier über alle diese Töne; doch zündet sie herrliche Lichter an am Himmel und im Meere.

Welche unnennbare, unendliche Schönheit entfaltet die Nacht unter den Tropen! Das Schiff mit ausgebreiteten Segeln streicht lautlos durch die Wellen und

bezeichnet seine Bahn durch helle Feuerstreifen, die sich weithin erstrecken und nur in weitester Ferne allmählig erblassen; aus der Tiefe schnellen feurige Kugeln empor, bald gelblich funkelnd und bald bläulich.

So wenig man auch von den Sternen wissen mag, es ist Jedem klar, daß ein fremder Himmel sich über uns wölbt. Die Sterne funkeln wie bei uns im ärgsten Frost und fand ich auch als alten Bekannten den großen Bären wieder, so erschien er mir doch in ganz verkehrter Constellation. Der Orion, bei uns nur im Winter sichtbar, glänzt hier wunderbar schön im Westen; nicht fern von ihm funkelt der Stern aller Sterne, der Syrius, und wenige Tage nach unserer Abreise von Madeira erschien tief am Horizont, auffallend klar, das südliche Kreuz, das, je näher wir dem Aequator kamen, immer mehr sich erhob, immer größer und glänzender wurde.

Auch an dem treuen alten Mond entdeckten wir eine Veränderung: sein Licht ist goldener, röthlicher und die Lage der Sichel ist eine andere; sie steht nicht aufrecht wie bei uns, sondern liegt horizontal, in auf- oder abnehmender Richtung. Nie werde ich die milde Pracht dieser Abende, dieser Nächte vergessen; es ist eine Welt von Poesie, göttlich erhaben wie keine andere.

Auch bei Tage fehlte es nicht ganz an Interesse, an kleinen Abwechslungen; das Meer, das uns lange unbevölkert erschien, belebte sich endlich für unsere Blicke. Den Leib weit aus dem Wasser gehoben, gaben

Delphine uns öfters das Geleite; mit unglaublicher Schnelligkeit, im ausgelassensten Spiel, jagten sie an uns vorüber und auch die Hyäne des Meeres, der Haifisch, folgte uns beutegierig, durch die klaren Wellen dem Auge sichtbar. Schwärme von fliegenden Fischen wurden durch die Fregatte aufgescheucht. Schneeweiß flogen sie in geringer Höhe über das Meer und fielen dann wieder, hart bedrängt von ihren Verfolgern, denen sie zur Nahrung dienen, in den Wellen ein. Die Schiffer des südlichen Frankreichs nennen sie schön: „le blé de la mer.“

Am meisten freuten wir uns, wenn gleich schwimmenden Rosen, Medusen von den Wellen geschaukelt heran kamen. Diese merkwürdigen Thiere erregten unser lebhaftes Interesse und haben längst die Aufmerksamkeit der Naturforscher in Anspruch genommen. Ein kleiner Schirm, acht bis zehn Zoll hoch, durchsichtig, von rosiger Farbe, erhebt sich über dem Meere; kein anderes Organ ist sichtbar. Als auf Befehl des Kaisers es einem Matrosen, freistehend auf weit vorspringender Segelstange, gelang, mit dem Netz eines jener Thiere zu fangen, konnten wir es näher besichtigen. Es war eine weiche, gallertartige Masse, deren oberer Theil lebhaft rosenroth, der untere dunkelblau und violett gefärbt ist. Acht lange Fäden von gleicher Farbe hängen herab, deren Berührung den brennendsten Schmerz erzeugt, ähnlich dem, welcher durch die Brennnessel veranlaßt wird. Matrosen, die mit bloßem Leibe mit diesem Thiere

in Berührung kamen und von seinen langen Fäden umstrickt wurden, sollen vor Schmerz in Krämpfe verfallen sein.

Große Freude erregt es, wenn die ersten Vögel sichtbar werden; sie verkünden das Herannahen des Landes. Doch wie staunt man, wie weit sie sich herauswagen! Tage lang ehe wir das Land erreichten, flog ein großer Vogel, wahrscheinlich ein Tölpel (Sula) auf das Schiff, sichtbar ermüdet, blieb lange auf einer Segelstange sitzen, erhob sich dann wieder und setzte seine Reise fort. Wohin? — Die reizenden im hellsten Weiß erglänzenden Seemöven umkreisen das Schiff, lassen sich auf den Wellen nieder, um von ihnen getragen und geschaukelt zu werden; dann umschweben sie, in größerer Gesellschaft, mit lang ausgebreiteten, scheinbar unbeweglichen Flügeln von neuem das Fahrzeug, eilen ihm weit voraus und kehren wieder als fröhliche Reisegefährten.

Je näher wir dem Meer der Antillen kamen, desto glühender brannte die Sonne, desto mehr verbreitete sich eine schwere Luft, die den Schweiß aus allen Poren trieb und des Abends mit großer Feuchtigkeit die Lehnen und Bänke überzog. Kurze, aber heftige Regengüsse erquickten uns manchmal und eines Abends bot sich uns in beträchtlicher Entfernung der Anblick einer Wasserhose dar.

So neigte diese lange, siebzehntägige Ueberfahrt sich ihrem Ende zu; die Sehnsucht nach festem Boden

unter den Füßen, nach einem Trunk frischen Wassers, den ich peinlichst entbehrte, sollte endlich erfüllt werden. Die „Themis" eilte uns voraus, um die Kohlenmagazine der Martinique für uns in Bereitschaft setzen zu lassen; einige Stunden später, den 16. Mai, führte uns der schwarze Lootse in den Hafen von Fort de France ein. Das Schiff wurde an den Hafenplatz angelehnt, wo Hunderte von Negern und Negerinnen in sehr mangelhaften Costümes beschäftigt waren, uns Kohlen zuzuführen. Gleichzeitig waren wir auf der anderen Seite von Schiffchen belagert, in welchen wieder Negerinnen saßen, die, in die buntesten, grellsten Farben gekleidet, mit ungeheueren goldenen Ohrringen geschmückt waren und sehr unternehmend aussehende Turbans auf dem Kopfe trugen. Schreiend und lärmend boten sie ihre Dienste als Wäscherinnen an oder brachten reiche Ladungen von Früchten. Es war die passendste Staffage für das uns umgebende Bild.

Lange kostbare Zeit wurde vergeudet, ehe wir an das Land gelangten. Sanitätsbehörden, Civil- und Militärautoritäten mußten zuerst empfangen werden. Mir brannten die Bretter unter den Füßen vor Sehnsucht, die liebe, lang entbehrte Erde zu begrüßen, die Herrlichkeiten der Tropen zu sehen. Endlich bestiegen wir die kleinen Boote; es war Mittag, die Hitze hatte eine bisher ungeahnte Höhe erreicht; Herren und Damen trugen weiße Mousseline auf den Hüten, die, turban-

artig umgewunden und mit langen Enden versehen, Kopf und Hals vor den gefährlichen Strahlen der Sonne schützten.

Wir landeten an der „Savanne“, einem großen mit Alleen von herrlichen Mangobäumen umgebenen Rasenplatz, auf welchem die Statue der Kaiserin Josephine, die auf Martinique geboren wurde, steht. In der Nähe der Promenade liegt das ganz aus Holz gebaute Haus des Gouverneurs, Contre-Admiral Maussion de Candé, eines schlichten, gutmüthigen, wenig geschwätzigen alten Franzosen, der an der Seite seiner Gattin eine etwas gedrückte Stelle einzunehmen schien. Diese kleine, unschöne Dame erfreute sich in der Colonie des Rufes eines zänkischen und heftigen Charakters und ihr Name wurde mit geringer Liebe genannt. Die zarteren Gefühle ihres Busens scheint sie auf Hunde und Papageien zu übertragen. Gegen uns waren übrigens Beide sehr artig; sie führten die Majestäten in Haus und Garten, der nicht gepflegt ist, aber Bäume, Büsche und Blumen enthält, die Entzücken und Bewunderung erregen.

Was man in den Treibhäusern und botanischen Gärten Europa's, sorgsam gepflegt und bewahrt, sich aus engen Töpfen erheben sieht, das wuchert und blüht hier in ungeahnter Größe und Ueppigkeit, und um den Zauber zu erhöhen, schweben gleich fliegenden Juwelen, in der Sonne funkelnd und strahlend, Colibri's von

Blumenkelch zu Blumenkelch, und summend wie Bienen saugen sie den Honig aus denselben mit ihren dünnen, langen Schnäbeln!

Nie kann ich es schildern, aber auch nie vergessen, welche Freude, welche Dankbarkeit mich in solchen Momenten erfüllten; immer wieder mußte ich mich fragen: ob es denn nicht ein Traum sei, der, im nächsten Moment gestört, mit all' seinen herrlichen Bildern zerrinnen würde.

Um zwei Uhr unternahmen wir eine Gebirgspartie nach dem Piton de Vauquelin, einem spitzen, zuckerhutförmigen Berg. Vertheilt in Wagen und zu Pferde ging es zwei Stunden lang einen vortrefflich gehaltenen Weg steil hinan, durch herrliche Wälder, in welchen uns nicht ein heimischer Baum wohlbekannt entgegenwinkte. Die Gegend ist wenig bebaut in diesem Theile der Insel; man begegnet nur einigen Feldern von Zuckerrohr, Cacaobäumen und Maniocpflanzungen, doch die herrlichsten Fächer- und Cocospalmen, Brodfruchtbäume, Mango's, Farrenbäume, Mimosen, Bananensträuche, Bambus, Zapote's und tausend andere umgaben uns, alle mit Blüten und Früchten behangen, verbunden und bedeckt mit Lianen, die ihre Blätter und Blüten mit jenen vereinen, Parasitpflanzen, Orchideen, dazwischen in Massen rothblühende Hibiscushecken, hohe breitblättrige Ricinusstauden, dazu die glühende Sonne der Tropen, der wundervoll durchsichtige Himmel, Berge

und Thäler, tiefe Schluchten: das ist die Zauberwelt, in der wir lebten, und die eine Großartigkeit, einen Reichthum, eine Schöpfungskraft entfaltet, welche einen überwältigenden Eindruck auf uns hervorbringen, die wir für unsere Bewunderung, für unser Entzücken an ein Maß gewöhnt sind, das hier um so vieles überschritten wird. — Madeira ist ein herrlicher Feengarten, Martinique ist die wilde, großartige, gewaltige Natur der Tropen.

Von französischen Gendarmen zu Pferd und zahllosen Negern zu Fuß begleitet, erreichten wir unser Ziel; die Neger hatten uns Zuckerrohre abgeschnitten, aus welchen wir den kühlenden Saft tranken. Die heiße Natur bietet überall selbst die Labung.

Auf dem Piton de Vauquelin steht ein hölzernes Haus mit einer Verandah, von wo man eine wundervolle Aussicht auf die Bucht genießt. Hier wurde ein schlechtes—doch vom langentbehrten Nektar, von frischem Quellwasser begleitetes — Frühstück geboten. — Südfrüchte wurden uns gereicht, schienen mir aber zu süß und zu aromatisch; nur die Cocosnuß, deren halbreifen, weichen Kern man gleich einer Crême mit dem Löffel aus der Schale schöpft, und die Ananas finde ich vortrefflich. Von dort aus wurde eine Fußexpedition nach dem ganz nahen Urwald unternommen, doch ward versichert, daß der Weg für Frauen ganz unübersteigbare Hindernisse darbiete; die Kaiserin blieb daher in Be-

gleitung der „Gouvernante", wie in der Martinique die strenge Gattin des Gouverneurs genannt wurde, am Piton zurück und auch mich hielt mein Dienst an ihrer Seite; meine muthige Gefährtin aber ließ sich nicht abhalten, die interessante Partie mitzumachen. Beinahe senkrecht, auf schmalem Pfade, drangen sie vorwärts; doch bald verlor sich der Weg im undurchdringlichen Dickicht des jungfräulichen Waldes; sie stiegen nun in das Bett eines Bergstromes und setzten dort, von Fels zu Fels springend, steigend, bei völliger Glashaustemperatur, ihre Entdeckungsreise fort. Kein Windhauch kühlt je die Atmosphäre, Schlingpflanzen umstricken die Bäume, glühend rothe Orchideen bedecken sie, kein Vogel dringt in dieses Dickicht, nur der Colibri scheint sich hier wohl zu fühlen und hat es zu seinem Reiche erwählt.

Die Gesellschaft kam zwar sehr ermüdet, erschöpft und glühend erhitzt, aber glückselig von diesem Ausflug zurück. Der Freundin Anblick überzeugte mich, daß ich recht gehabt hatte, in bescheidener Selbsterkenntniß, doch mit schwerem Herzen zurückgeblieben zu sein; sie war ganz athemlos und furchtbar erhitzt; manche Stelle hatte sie nur mit Hilfe von zwei Herren, die sie beinahe tragen mußten, überwinden können. Doch hatte sie nie früher im Leben und auch nicht im Verlaufe unserer späteren Reise je Schöneres gesehen, und wachend und schlafend träumte sie von der Herrlichkeit des Urwaldes.

Der Kaiser genießt die Schönheiten der Natur mit vollen Zügen und zollt ihnen die wärmste, lebendigste, ungekünsteltste Bewunderung; alles war in gehobener Stimmung, niemand wurde müde zu erzählen, zu beschreiben, sein Entzücken zu schildern.

Nach und nach kam köstliche Kühlung; bei einbrechender Nacht, aber bei schönstem Mondschein, fuhren wir im gestreckten Galop den steilen Berg herab. Schwärme von großen, leuchtenden Insecten glänzten in den Gebüschen und in den Tiefen; es war herrlich!

Wie ungern bestiegen wir unsere „Novara", die durch die Arbeit der Neger mit dichtem Kohlenstaub bedeckt war. Doch verließen wir sie wieder nach dem Diner, das erst um halb neun stattfand.

Um zehn Uhr Abends gingen wir an das Land, um eine Beleuchtung zu sehen, die zu Ehren der Majestäten veranstaltet worden war. Die Savanne war mit Guirlanden und Lustres von färbigen Lämpchen geschmückt; der Anblick war sehr hübsch. Auf den Wiesen tanzten die Negerinnen ihren gräßlichen Bambula, einen wahren Hexensabbath.

Wir drangen bis in ihre Mitte und ich gestehe, daß mich eine Art Furcht ergriff, als uns das schreiende, zerlumpte, schmutzige Volk umringte, sich an uns preßte und drängte, sich immer mehr ansammelte, so daß wir von Tausenden umgeben waren. Beim grellen Feuerschein, beim Klang des Tambourin, unter lebhaften

Geberden, häßlichen Verzerrungen führten die schwarzen Weiber ihre Tänze auf. Nie erschien mir das Unschöne in so widriger Form, nie sah ich bei Frauen solch' freches, thierisches Wesen, niemals früher kam mein Gefühl in so argen Conflict mit meiner innersten, tiefsten Ueberzeugung von den strengsten Pflichten und Rechten der Humanität. Auge, Ohr und Nase wurden auf das Empfindlichste beleidigt. Ich war froh, als wir zu den Alleen zurückkehrten, die wir lange durchwandelten, immer gefolgt von einer unübersehbaren Masse heulender, schreiender, singender Neger; sie wollten, wie es schien, dem Kaiser eine Huldigung darbringen, denn immer wieder drang der Refrain zu uns: Vive l'empereur, vive la fleur embaumée!

Die Colonie ist sehr im Verfall; die nun größtentheils in die Hände der Neger gerathenen Besitzungen werden sehr vernachlässigt, die Zahl der weißen Einwohner nimmt immer mehr ab. Ihre Existenz unter der vier- oder fünffach überlegenen Zahl von Schwarzen, welche ihre frühere Bedrückung durch maßlosen Uebermuth rächen, ist ganz unerträglich geworden. So wunderbar schön dieses Land auch ist, so muß das Leben im täglichen Contact mit Menschen auf einer so niederen Bildungsstufe, denen ein langes Sclaventhum den Stempel tiefster Entsittlichung und moralischer Erniedrigung aufgedrückt hat, ein höchst peinliches sein. Gewiß gibt es auch hier Ausnahmen. Herzensgüte, An-

hänglichkeit und Großmuth sind Eigenschaften, die sich bei einzelnen Individuen im hohen Grade entwickeln, aber lange noch wird die Racenfeindschaft hier fortwuchern, noch lange wird der Weiße mit großer Verachtung auf den schwarzen Mitmenschen blicken, noch lange wird es ihm dieser mit Tücke und Insolenz lohnen, wo er seine Gewalt nicht zu fürchten hat.

Hier, wie in so vielen anderen Fällen, möchte man Jahrhunderte überspringen, in der Hoffnung, einen Fortschritt, einen Ausgleich zu erleben, alte Wunden vernarbt, alte Einflüsse verwischt, die besten Keime aber, wohl gepflegt und veredelt, entwickelt zu sehen. Ob diese Hoffnung wohl in Erfüllung gehen würde?

Den 17. Mai Früh verließen wir Martinique, die wir ein halbes Jahr später wieder besuchten. Die Fahrt durch das Meer der Antillen war furchtbar heiß, die Luft drückend schwer und feucht, doch ging alles glücklich und ereignißlos von statten und den 21. Früh lag Jamaika als eine herrliche, bis in's Meer herab bewaldete Bergkette vor uns. Der höchste Berg ist über 7000 Fuß hoch.

Als man in Spanien den heimgekehrten Columbus aufforderte, den ersten Anblick der neu entdeckten Insel zu schildern, nahm er einen Bogen Papier, zerknitterte ihn in den Händen und legte ihn dann auf den Tisch. Der Begriff, den er dadurch gegeben hatte, ist ein ganz richtiger; Jamaika ist, wie alle Antillen, vulkanischen

Ursprungs, und es ist klar und sichtbar, wie ein inneres Wühlen all' diese Berge, Hügel und Erhöhungen gebildet hat.

Viele Stunden lang umschifften wir die Insel, ehe wir Port Royal erreichten und Anker warfen. Der uns entgegenfahrende Lootse versicherte gleich, daß kein gelbes Fieber auf der Insel sei und hiemit war die in Frage gestellte Ausschiffung günstig beantwortet. Die Forts und das vor Anker liegende Admiralschiff begrüßten uns mit den obligaten Kanonenschüssen, die stets von der „Themis" beantwortet wurden. Admiral Sir James Hope, mit zahlreicher Suite, kam an Bord und verzögerte unsere Ausschiffung.

Den Admiral, welcher Gouverneur von Canada und allen britisch-amerikanischen Colonien ist, hatte eine Inspectionsreise nach Jamaika geführt; er war eben im Begriff, nach Halifax abzusegeln, als wir in Sicht kamen. Er verschob nun seine Abreise und stellte sich mit großer Courtoisie dem Kaiser zur Verfügung. Wir standen auf dem Verdeck und labten uns an dem schönen und fremdartigen Anblick, der sich uns bot. Die Häuser von Port Royal sind alle aus Holz gebaut, mit Säulengängen und Verandahs geschmückt und mit grellen Farben bunt bemalt. Die einzigen Bäume, die sich in großer Menge und riesiger Höhe erheben und jedes Haus umgeben, sind Cocospalmen. Dies verleiht dem ganzen Bild den eigenthümlichsten Anstrich.

Als der Besuch des Admirals vorüber war und unsere Boote endlich bereit standen, war es zu spät geworden, um nach Kingston, der militärischen Hauptstadt der Insel zu fahren und so landeten wir in Port Royal und besuchten das Haus des Commodores, das zwar auch aus Holz, aber sehr luftig gebaut und mit allem englischen Comfort ausgestattet ist.

Der Besuch war kurz, die Majestäten wehrten dankend jede Begleitung ab, und nun verloren wir uns in die engen Gassen von Port Royal und drangen etwas zu tief ein in die Mysterien des Negerschmutzes.

Von allen Seiten lief die schwarze Bevölkerung herbei, um uns zu sehen, vorzüglich Weiber von ungeheuerer Corpulenz und allerliebste kleine nackte Negerkinder, die ganz zutraulich wurden. Doch war ich froh, als auch der Kaiser die Lust verlor, die Entdeckungsreise fortzusetzen und zur Umkehr mahnte.

Lange gingen wir dann noch auf der Pläge spazieren, die, sandig und häßlich, nur mit verkrüppelten Cactussträuchen bewachsen ist; doch flogen reizende, vielfarbige Vögel von einem Strauch zum andern und die Brandung des Meeres war schön. Leider konnte dieser Tag nicht besser benützt werden; desto genußreicher war der darauffolgende.

Die Regenzeit, die mit uns auf den Antillen eingezogen war, hatte in der Nacht die erste erquickende

Fluth über die Erde geschüttet und so war es Morgens beinahe kühl.

Um fünf Uhr hörten wir die Messe und um halb sechs erwartete uns Sir James Hope mit seinem herrlichen Dampfer „Barcoutta" und brachte uns nach Kingston. Wir befanden uns an Bord mit einem Bären, einem kleinen Leoparden und einem Faulthier, die frei und vertraulich um uns herumstiegen.

Kingston liegt in einer anderen Bucht als Port Royal, ist amphitheatralisch am Abhange eines Berges gebaut und sieht von der Entfernung sehr schön aus, ist aber in der Nähe ekelhaft schmutzig wie alle Negerstädte. Wir wurden vom Militärgouverneur General Ashmore, vom Civilgouverneur Mr. Eyre und anderen Herren empfangen. Im Hause des Generals tranken wir a cup of tea und dann ging es in sechs Wagen landeinwärts, an reizenden Villen vorbei, in's Gebirg.

„It is a splendid country!" sagen die Engländer und wie wenig sagen sie damit. Die Schönheit der Vegetation läßt sich nicht schildern, sie ist übermächtig herrlich! Die Wege sind vortrefflich, in gut geführter Serpentine fuhren wir durchaus an Abgründen vorüber. Und wie grün überwuchert sind diese Felsen, wie sind die mächtigen Bäume mit Lianen, Blüten, Blumen und Früchten bedeckt! Dazwischen liegen reizende Villen, schlängeln sich krystallhelle Bäche und an dem allen

haftet die Großartigkeit, die Eigenthümlichkeit dieser Natur, das uns so Ungewöhnliche des Bildes, die Wunder der Tropenwelt. Dies ist hinreißend, wahrhaft erschütternd! — Viele Blumen unserer Gärten wuchern hier als Unkraut. In den Gassen der Stadt, am Rand der Straße, blüht die Vinca rosea, überall stehen dichte Büsche von Lantanen in allen Schattirungen von roth und gelb. Schöne, dunkelblaue Blumen wußte mir unser englischer Begleiter nicht zu nennen.

Die Gegend, die wir hier durchfuhren, ist viel cultivirter als jene der Martinique. An einem schattigen Bergabhang, am Ufer eines Baches, nahmen wir ein Frühstück ein, große Spalten saftiger Ananas boten köstliche Labung. Dann ging es wieder den Berg hinab und unsere Negerkutscher ließen sich in ein förmliches Wettrennen ein; es brachte uns einige Male nahe an den Abgrund und in Collision mit den anderen Wagen.

Beim General Ashmore hatten wir noch ein großes Luncheon; Melonen, Muscattrauben von kolossaler Größe, Ingwerconfitüren, Ananas, alle Süßigkeiten des Landes und vor allem köstliches kaltes Wasser wurden uns in reichem Maße geboten; dann führte uns unser liebenswürdiger Sir James Hope an Bord der „Barcoutta" zur „Novara" zurück und hier nahmen wir mit herzlichem Handschlag Abschied von ihm, nachdem er uns zu einem Besuch nach Halifax eingeladen hatte.

Noch am selben Abend um halb sechs Uhr wurden die Anker gelichtet und wir fuhren bei strömendem Regen und sehr hoher See ab.

Die ersten Tage waren unangenehm, da ein Gewitter das andere ablöste und der Himmel alle Schleusen öffnete, um eine Wassermasse herabzuschütten, die über Deck und Treppen strömte und alles in die Cabinen trieb. Nur mich schwemmte sie nicht hinab; die große Kajüte war mir im Lauf der Zeiten eine so verhaßte Räumlichkeit geworden, einige mißliebige Persönlichkeiten hatten mir den Aufenthalt daselbst so verleidet, Unordnung und Unsauberkeit hatten dort so sehr zugenommen, daß mir jedes Unwetter auf dem Verdecke lieber war als jener Zufluchtsort. — Von Kopf bis zu Fuß in englische Impermeables gehüllt, den Stuhl auf eine Kautschukdecke gestellt, die ich dann noch über mich heraufschlug, ließ ich es auf mich herabströmen und schlürfte die nach der vorhergegangenen Hitze so wohlthätige Kühle ein.

Das Meer war manchmal ziemlich bewegt; eines Nachts kam ein heftiger Windstoß, die Wellen schlugen über das Deck und drangen in alle Cabinen der rechten Seite, daher auch in die meinige. Ich wachte auf, hörte rauschen und wogen, streckte die Hand hinab und tauchte damit in das Wasser. Wie Schiffleins schwammen meine Pantoffeln herum. Zum Glück konnte ich die Klinke erreichen; ich öffnete die Thüre, um nach Hülfe

zu rufen. Stürmisches Läuten erscholl aus der ebenfalls mit Wasser gefüllten Kajüte der Kaiserin, überall wurden die Thüren geöffnet, überall war dieselbe Noth! Nur die Bewohner der Leeseite lagen im Trockenen und lachten. — Die Matrosen schöpften über zwanzig Eimer aus meiner Cabine!

Je näher wir aber unserem Ziele kamen, desto mehr gelangten wir aus der Region des Regens, und den 25. Mai, an einem herrlichen, beinahe kühlen Tage, fuhren wir zwischen Yucatan und dem Cap San Antonio (Cuba) in den mexicanischen Meerbusen ein, dessen oft so gefährlichen Gewässer uns spiegelglatt aufnahmen. Glücklich segelten wir an vielen Riffen, an vielen Koralleninseln vorbei und endlich nach vierundvierzigtägiger Reise nahten wir der Küste Mexico's. Leider war der Horizont bewölkt. Der Pic von Orizaba, der gewöhnlich der Erste mit seiner schneeweißen Spitze dem ungeduldig forschenden Auge des müden Seereisenden sichtbar wird, war ganz verschleiert; der Cofre de Perote aber, mit seinem breiten, ausgedehnten Rücken, wurde von uns mit Freuden begrüßt. Und so lag es denn vor uns, das feste Land von Amerika, das je betreten zu können mir in früheren Jahren ganz undenkbar schien.

Mit welchen Empfindungen mag Kaiser Maximilian die neue Heimat, das neue Reich, die neue Stätte seines Wirkens, seines Glücks oder Unglücks, seines Ruhmes oder seiner bitteren Enttäuschung begrüßt

haben? Ruhig und heiter blickte er in die Ferne, und wenn Bangen und Sorge in diesem Augenblicke sein Herz ergriffen, wie es ja wohl kaum anders möglich war, so verrieth doch keine Miene, was in seiner Brust vorging.

Den 28. Mai 1864, um zwei Uhr Nachmittag, fuhren wir an dem Fort San Juan de Ulloa, das auf einer kleinen Felseninsel erbaut ist, vorbei und warfen Angesichts der Stadt Veracruz die Anker.

Viertes Kapitel.

Veracruz. Ursache der ungesunden Lage der Stadt. Der Kaiser und seine neuen Unterthanen. Contre-Admiral Bosse. General Almonte. Unsere Ausschiffung. Kühler Empfang. Reise. Die Eisenbahn. Der Chiquihuite. Cordova, Orizaba. Guerilla's. Die Cordilleren. Puebla.

Kaum scheint es möglich, in der neuen Welt an einem Orte zu landen, dessen Anblick so wenig geeignet ist, die ungeduldige Erwartung zu befriedigen, mit welcher man dem fremden Welttheil naht, als dies in Veracruz der Fall ist. Die Küste ist flach, sandig, ohne jegliche Vegetation. Die dächerlosen weißen Häuser der Stadt, die in geraden Linien gebaut sind und regelmäßige, breite Straßen bilden, geben dem Ganzen den Anstrich eines großen Kirchhofes und leider nicht mit Unrecht.

„La villa rica de la Vera Cruz“, von Cortez gegründet, ist einer der ungesundesten Orte der Welt. Acht Monate des Jahres wüthet hier das gelbe Fieber und lichtet die Reihen der Europäer, welche Handelsinteressen hieher geführt haben, oder auch jener Mexicaner, die in höher gelegenen Theilen des Landes geboren und genöthigt sind, längere Zeit in der gefürch-

teten Hafenstadt zuzubringen. Für die in Veracruz Geborenen sind die schädlichen Miasmen der Stadt ganz ungefährlich. Die Ursachen der besonderen Heftigkeit dieser Krankheit liegen theils in den, die freie Luftströmung hindernden hohen Sanddünen, theils in Morästen, welche die Stadt umgeben und durch die Verwesung von Pflanzen und Thieren schädliche Dünste verbreiten, theils in dem schlechten Trinkwasser und der in Veracruz herrschenden großen Hitze.

Um den Stempel der Melancholie noch tiefer einzudrücken, lag an einem Korallenriff das Wrack eines hier gestrandeten französischen Schiffes.

Westlich von uns, an der Insel Sacrificio, hatte die französische Flotte ihren Ankerplatz erwählt. Dieser gegenüber, an der Küste des festen Landes, liegen in weiter Umfriedung die vielen Tausende von Franzosen begraben, welche bei Beginn der Expedition unter dem Commando des wackeren Admirals Jurien de la Gravière hier gelandet und ein Opfer der Seuche geworden waren. Ihre Landsleute haben mit traurigem Humor diesen Platz „le jardin d'acclimatation" genannt.

Die „Themis" war vorangeeilt und hatte unsere Ankunft angezeigt; dennoch blieb alles mäuschenstill. Nichts regte sich im Hafen, nichts an der Küste. Der neue Beherrscher von Mexico stand Angesichts seines Reiches und war im Begriffe es zu betreten, aber seine Unterthanen hielten sich verborgen, niemand empfing ihn!

Es war ein unheimliches Gefühl für alle, der Kaiser aber bewahrte eine sarkastische Ruhe. Es schien, als ob er Lust hätte, seinen ziemlich beißenden Witz gegen sich selbst zu kehren.

Die Luft war schwül in jeder Beziehung; endlich klärte sich die Situation. General Almonte, der bis zur Ankunft des Kaisers und während der Zeit der Unterhandlungen wegen Uebernahme der Krone die Zügel der Regierung geführt hatte, erwartete die Nachricht der Landung in Orizaba, da die Furcht vor dem gelben Fieber ihn und seine Suite so lange wie möglich von Veracruz fern hielt. Von dort bis zur Hafenstadt ist aber eine gute Tagereise Weges und so hatte er sie noch nicht erreicht.

Veracruz selbst war der neuen Gestaltung der Dinge keineswegs günstig gesinnt. Von seinen 8000 Einwohnern sind die meisten Ausländer, welche in Verbindung mit den großen Handelshäusern der Hauptstädte, die Unordnung benützt hatten, um sich durch Schmuggel und Umgehung der Gesetze zu bereichern. Jede feste und streng gehandhabte Regierung war ihnen ein Gräuel. Der Präfect mit dem ayuntamiento (der Municipalität) der Stadt war in gänzlicher Rathlosigkeit dem General Almonte entgegengefahren. Nach einiger Zeit erschien der Befehlshaber der französischen Flotte, Contre-Admiral Bosse, mit seinem Adjutanten, beide wie es schien, in übelster Laune, weil der Kaiser ihrem An-

sinnen, in Mitte der französischen Flotte zu ankern, nicht Folge geleistet hatte. Der Contre-Admiral trat mit einer Rücksichtslosigkeit und Ungezogenheit auf, die ihres Gleichen suchen und machte seinem Zorne Luft, indem er uns in grellen Farben alle Gefahren und Unannehmlichkeiten schilderte, denen wir hier ausgesetzt seien. Vor allem versicherte er uns, wir hätten an der verpestetsten Stelle geankert, unser Uebernachten hier sei äußerst gefährlich; er citirte die Fälle, in welchen in einer Nacht Matrosen und Passagiere das Opfer des Vomito geworden, alsdann erzählte er von den Gefahren, denen wir bei der Landreise nach Mexico ausgesetzt wären, daß sich Banden gebildet hätten, mit dem Vorsatz, das Kaiserpaar gefangen zu nehmen, und daß General Bazaine nicht die Zeit gehabt, für dessen Sicherheit zu sorgen 2c. 2c. In diesem Tone ging es weiter. Es war das erste, aber leider nicht das letzte Beispiel französischer Anmaßung, dem wir in Mexico begegneten. Endlich gegen Abend kamen Almonte, General Sala und alle Notabilitäten von Veracruz. Almonte, der Sohn des aus den Befreiungskriegen berühmten Pfarrers Morelos und einer Indianerin, die ihn in den Bergen (al monte) gebar, machte auf uns einen äußerst angenehmen Eindruck. In seinem gelblich gefärbten, aber wohlgebildeten Gesicht lag der Ausdruck von Güte und Freundlichkeit und sein Benehmen war einfach, aber fein und höflich. Die Begrüßung

war ein Handschlag; damit wird jede Bekanntschaft in Mexico eingeleitet, was uns anfangs biederer und zutraulicher erschien, als es gemeint ist.

Als die Nacht hereinbrach, wurden von dem Fort San Juan de Ulloa Kanonen gelöst, die Stadt Veracruz beleuchtete mit bengalischem Feuer und die französische Flotte steckte ihre Lichter an alle Maste und ließ Raketen steigen.

Niemand schlief an Bord, Erwartung und Aufregung waren zu groß. Um halb fünf Uhr wurde im Zwischendeck Messe gelesen, um fünf Uhr bestiegen wir die Boote, die uns dem Molo zuführten, an welchem wir anlegten. Je näher wir der Stadt kamen, desto merkbarer war der mephitische Geruch, der Veracruz kennzeichnet. Das gelbe Fieber war vor kurzer Zeit losgebrochen, in Folge der bei brennender Hitze abgehaltenen Frohnleichnamsprocession; es ward uns daher kein Aufenthalt in der Stadt bestimmt.

Mit dem Betreten mexicanischen Bodens war der Dienst des österreichischen Hofstaates, der dem erzherzoglichen Paare bis hieher das Geleite gegeben hatte, zu Ende. Mexicanische Damen sollten hier unsere Stelle übernehmen, doch blickten wir umsonst nach ihnen; die Furcht vor dem gelben Fieber hatte sie abgehalten, schon hier ihre neuen Herrscher zu empfangen. Die Bevölkerung von Veracruz war schwach vertreten; mit

einigen Triumphbögen und landesüblichen Petarden hatten sie sich abgefunden.

Der Empfang war äußerst kühl. Von den französischen und mexicanischen Civil- und Militärautoritäten begleitet, fuhren die Majestäten nach dem Platze, wo die Waggons ihrer harrten. Das Wort: Bahnhof ist hier unanwendbar. Die Waggons sind für die kurze Strecke bequem und praktisch gebaut, haben Sitze von Strohgeflecht und Jalousien, lassen der Luft freien Durchzug. Die Bahn selbst wurde von den Franzosen in großer Eile gebaut, um ihre Truppen so schnell wie möglich aus dem Bereiche der perniciösen Miasmen zu bringen. Dem verwöhnten Europäer flößt sie wenig Zutrauen ein. Der Luxus eines Bahnwächters ist ganz unbekannt, wäre auch hier beinahe unmöglich. Die Schienen führen über Sümpfe, durch Einöden, in welchen man nur verkrüppeltes und versengtes Gestrüpp und einzelne Cactusstauden erblickt.

So fuhren wir eine Stunde lang bis Soledad, einem kleinen, ganz einsam gelegenen Ort, wo man in der Eile ein hölzernes Gebäude errichtet, es geschmückt hatte und in welchem man uns ein reichliches Frühstück bot. Eine Musikbande spielte, eine große Menschenmenge war versammelt; nach mexicanischer Gewohnheit wurde hier viel Zeit vergeudet und es war beinahe Mittag, als wir unsere Reise fortsetzten. Daß der Landstrich, in welchem wir uns befanden, die tierra caliente

(heiße Zone) war, darüber konnte kein Zweifel obwalten.

Der Dampf führte uns dann noch eine Stunde weit bis Lomalto und hier hatte die Herrlichkeit mexicanischer Eisenbahnen ihr Ende. Wir verließen die Waggons, um die bereit gehaltenen Wagen zu besteigen und nun trennte sich auch die Karavane.

Die Majestäten wollten in kleineren Tagreisen und mit längerem Aufenthalt den Weg nach der Hauptstadt zurücklegen; die ganze Gesellschaft bestand aber aus 85 Personen und das Gepäck aus mehr als 500 Colli; es war daher nicht möglich, genügende Unterkunft und Beförderungsmitteln zu finden, wenn nicht eine Sonderung geschah. Das Obersthofmeisterpaar und ich mit einem Theil der Herren, welche ihren bleibenden Aufenthalt im Lande nehmen wollten, der Dienerschaft und ihrer Familien, worunter sieben noch kleine Kinder, reisten voraus. Lange standen wir auf der Heide, ehe die Menschen und ihre Habseligkeiten sich gefunden hatten, endlich wurden die Wagen bestiegen. Die Majestäten hatten ein englisches Reisecoupé, das seine solide Bauart bewährte, denn es kam unversehrt bis Mexico. Meine Gefährtin und ich bestiegen eine bequeme Calesche, während alle anderen in hohe, gedeckte Diligencen untergebracht wurden, die für zwölf bis fünfzehn Personen berechnet sind. Jeder dieser Wagen wurde von acht Mauleseln gezogen; voran waren zwei, dann vier

und dann wieder zwei gespannt. Bald hatten wir die Niederungen verlassen und mit ihnen die Grenzen des gelben Fiebers.

Das Gebirge, das wir lange von Ferne gesehen hatten, trat immer näher heran, die Vegetation ward immer üppiger und endlich fuhren wir den Chiquihuiti hinan, einen hohen Berg mit dem vollen Reiz der Tropenherrlichkeit. Wieder waren die schönsten Bäume durch Guirlanden von rankenden Gewächsen verbunden, wieder waren Blumen von allen Farben über Berg und Thal geschüttet. Besonders waren es Winden von tiefblauer oder amaranthener Farbe und ungewöhnlicher Größe, die um jeden Stamm bis zu den höchsten Gipfeln rankten. Große orangegelbe oder im prächtigsten Blau schillernde Schmetterlinge hielten ihr Festmahl. Vögel sahen wir wenige und darunter leider nicht viel schöne.

Wir waren im Beginne der Regenzeit, die Wolken sammelten sich, verdunkelten die Sonne, verschleierten aber leider auch oft die Berge, so daß wir den 17.000 Fuß hohen Pic von Orizaba, den berühmten Sternberg (Citlatepetl) der Azteken nur wenig sahen. Freilich war nun auch die Hitze erträglicher, wir nahten der tierra templada, der gemäßigten Zone, die sich ungefähr bis zum Plateau von Anahuac, der Hochebene, auf welcher Mexico erbaut ist, erstreckt. — Diese Hochebene gehört trotz der köstlichen Milde ihres Klima's zur tierra fria, zum kalten Erdstrich.

Die Gegenden, welche wir durchfuhren, sind beinahe ganz unbevölkert; nur selten begegneten wir einzelnen, aus Rohr gebauten und mit Palmen- oder Magueyenblättern gedeckten Hütten. Neugierig blickten die hageren, gelben Indianer mit ihren sanften Rehaugen aus denselben, oft trugen Männer kleine Kinder auf dem Arm, oder saßen die Frauen mit Hühnern auf dem Schooß, sie liebkosend. Sie machen einen einnehmenden, beinahe rührenden Eindruck: den der größten Armuth und Geduld. Bedürfnisse scheinen sie sehr wenige zu haben, in geringem Maße das der Kleidung, in noch geringerem das der Reinlichkeit. Doch kündigen sich ihre Wohnungen überall durch Blumen an, die sie sehr lieben. Große Büsche von Daturen beschatten ihre Hütten und senden weithin den Duft ihrer reichen Blüten.

Cultivirt ist dort nichts, alles Urwald; unbeschränkt herrscht die Natur. Wir fuhren an vielen zwischen Felsen in der Tiefe brausenden Bergströmen vorüber; überhaupt bildet die Erde viele Spalten, oft beinahe unübersehbare Abgründe, mit steilen, durch dichtes Gebüsch und Ranken noch unzugänglicher gemachten Wänden. Diese Erdspalten heißen Baranca's und spielen im Guerillakrieg jenes Landes eine sehr große und gefährliche Rolle.

In Paso del Macho hatte man uns in einem hübsch verzierten, aus Naturholz eilig errichteten Saale ein Diner bereitet, bei welchem der Präfect von Cor-

dova, Señor Mendosa, der Bruder des uns später wohlbekannten Conde del Valle de Orizaba, die Honneurs machte.

Die Diligence- und Postverbindung zwischen Veracruz und Mexico ist ganz gut und regelmäßig eingerichtet. Alle zwei bis drei Stunden kömmt man, oft in den unbewohntesten Gegenden, an einen großen Stall, der stets mit einer Pulqueria (Pulqueschank) verbunden ist. Der Mexicaner, der den Werth der Zeit nicht kennt, benützt jede derartige Gelegenheit, um sich so lange aufzuhalten, als nur möglich; diesmal war noch factisch ein großer Mangel an Maulthieren, da man alles, was man auftreiben konnte, dem Kaiser zur Verfügung gestellt hatte. Trotz alles Scheltens und Fluchens unseres Begleiters, Colonel Vicomte de la Pierre, der sich uns in Soledad zum Reisemarschall aufgedrungen und nach und nach als einen sehr unangenehmen Gefährten herausgestellt hatte, vergingen Stunden in nutzlosem Harren. Orizaba war uns als erste Nachtstation angewiesen worden, aber es ward nach und nach unmöglich, weiter als bis nach Cordova zu gelangen, was uns sehr unangenehm war, da auch das Kaiserpaar diese Stadt als Nachtstation erwählt hatte und sich daher die ganze Gesellschaft dort wieder vereinigte, was vermieden werden sollte.

Auch wurden die Wege immer schlechter und kein Europäer kann sich einen Begriff davon machen, welche

Hindernisse man dort überwindet. Oft ist die Straße nichts als das ausgetrocknete Bett eines Bergstromes. Eine Stelle heißt bezeichnend: „Sal si puedes“ (Komm heraus, wenn Du kannst!), und es gehört in der That die ganze Geschicklichkeit eines mexicanischen Kutschers und die ganze unermüdliche Anstrengung der wackeren Maulthiere dazu, um diese Aufgabe zu lösen. Anfangs fürchteten wir uns, dann aber war es unmöglich, nicht Vertrauen zu der kühnen Sicherheit unseres Maulthierlenkers zu fassen. Wir bekamen oft Thiere, die noch nie eingespannt gewesen; mit äußerster Renitenz ließen sie sich die Vorbereitung zu ihrer neuen Wirksamkeit gefallen; wenn dies aber einmal geschehen war, dann hatte sie der Kutscher auf dem Bock mit Hülfe seines Adjutanten auch völlig in seiner Gewalt. Mit sechzehn Zügeln und einer langen Peitsche in den Händen, lenkt er sie unwiderstehlich, spricht, pfeift, zischt, während der Mauleselbub, der sie schon durch Steinwürfe zwang, sich in Bewegung zu setzen, unaufhörlich vom Bock herabsteigt, um neue Steine zu sammeln, den Weg zu untersuchen, den Wagen zu halten, die Bespannung zu richten, ohne daß dem Tempo im Geringsten Einhalt gethan würde; endlich wieder auf seinen Platz an der Seite des Kutschers angelangt, bombardirt er mit seinen Steinen gelegentlich den faulen oder unlenksamen Esel. Dies ist die hohe Schule, durch welche er gehen muß, um später den ersten Platz auf dem Bock einzunehmen.

Ein guter Diligencekutscher ist eine sehr geschätzte Persönlichkeit und zwar mit vollem Rechte. Wenn er die Strecke zwischen Veracruz und Mexico versieht, so bezieht er eine Gage von monatlich 120 Pesos, ungefähr 250 fl. nach unserem Gelde, wird ganz verköstigt, und hat am Ende des Jahres, wenn er kein einziges Mal umgeworfen hat, noch Anspruch auf eine Belohnung von 250 Pesos, mehr als 500 fl.

In seiner ungefärbten Lederjacke, seinen zottigen, bocksledernen Beinkleidern (Zapateros) und seinem breitkrämpigen, mit Gold verzierten Hut, dem Sombrero, der ebenso ausgezeichnet gegen Sonnenstrahlen wie gegen Regengüsse schützt, bildet er eine originelle und malerische Figur. Dabei bewahrte der Lenker unseres Schicksals, trotz aller Zornausbrüche unseres fatalen Monsieur de la Pierre, einen unerschütterlichen Gleichmuth.

Schon damals fiel mir die Höflichkeit auf, die auch in den untersten Volksclassen herrscht. Die Maulthierwärter auf den Stationen wurden von dem Kutscher stets mit einem Händedruck empfangen und mit „Señor" angeredet. Nie hörten wir unter diesen Leuten ein lautes Wort, ein Schelten und Schimpfen; sie sind von einer Sanftmuth und — von einer Gleichgiltigkeit, welche den thätigen und drängenden Europäer zur Verzweiflung bringen können. „Quien sabe!", „wer weiß", ist die gewöhnliche Antwort auf alle an sie gerichteten Nachforschungen, Fragen, Bitten und Drohungen.

Seit drei Stunden war es vollkommen finster, als wir um zehn Uhr Abends die Stadt Cordova erreichten. Hier war in einem großen, festlich geschmückten Hause, welches sehr schöne Räume umschloß, das Nachtlager für die Majestäten bereitet. Daß aber außer ihnen noch achtzig müde Menschen eine Lagerstätte beanspruchten, daran hatte man nicht gedacht.

Mit Mühe fanden meine Gefährtin und ich Betten, und fast schämten wir uns dieser Auszeichnung, denn die Herren und die Dienerschaft mußten theils in den Wagen, theils auf Stühlen oder auf dem steinernen Fußboden der Vorhäuser und Stiegen übernachten. Von Schlaf war keine Rede; die ganze Nacht war Musik und Lärmen, wurden Pöller gelöst. Um zwei Uhr kam das Kaiserpaar an, mußte noch Reden anhören und erwiedern, ein nie enden wollendes Souper einnehmen und als dies überstanden war, blieb nur kurze Zeit zur Ruhe.

Um halb sieben Uhr früh reisten wir weiter und gelangten nun in eine sehr reiche und cultivirte Gegend, durch die schönsten Wälder, zu Landhäusern, Haciendahs mit Feldern von Zuckerrohr, Mais, Caffee- und Cacaostauden, durch Gärten voll Orange-, Granat- und anderen Obstbäumen; hier standen Bananen und Palmen, und selbst die Straße war in etwas besserem Zustande. Ueberall waren Vorbereitungen zum Empfange der „Emperadores" getroffen, unzählige Triumphbögen errichtet,

mit den schönsten Blumen und wehenden bunten Tüchern und Fahnen geschmückt; jeder arme Indianer hatte irgend ein Festzeichen an seine Hütte gehängt. Hier, wo geregelter Besitz und größere Wohlhabenheit beginnen, ist die Sehnsucht nach Ordnung sehr groß, daher die Freude und die Dankbarkeit über die Hoffnung einer Friedensaera warm und aufrichtig.

Um 10 Uhr früh langten wir in Orizaba an, das in einem engen Thale herrlich gelegen und von hohen Bergen eingeschlossen ist. Leider sind bei dem Beginn der Regenzeit die Gipfel der höchsten Berge stets in Wolken gehüllt und auch jetzt blieb uns der herrliche Pic, den ich später so sehr bewundern lernte, gänzlich verborgen. Mit der größten Feierlichkeit wurden wir empfangen; Deputationen kamen uns entgegen, man hielt uns Reden, um uns zu danken, daß wir das Kaiserpaar hieher geleitet, Pöller wurden gelöst &c. Am Eingang eines Hauses wurden wir von verschiedenen Damen bewillkommt und in die zum Empfang der Majestäten geschmückten Zimmer geleitet.

Für den Kaiser war ein mit rosarother Seide verziertes Bett bestimmt. Uns wurde ein gutes Gabelfrühstück mit der größten Freundlichkeit geboten; zum Glück war eine der Damen eine Französin, welche die Dolmetscherin des Austausches an Liebenswürdigkeiten sein konnte.

Entzückt über die Schönheit des Landes, sehr erfreut über die Gastfreundschaft, mit welcher man uns überall entgegenkam, suchten wir dies auch auszusprechen, worüber die Mexicaner äußerst erstaunt schienen. Die Franzosen hatten sie darin wahrlich nicht verwöhnt, von ihnen hörten sie nur Schmähungen und Herabsetzungen, welche sie anscheinend mit großer Demuth hinnahmen, in ihrem Inneren aber mit Erbitterung und Haß erwiederten.

Unser Aufenthalt in Orizaba sollte ein kurzer sein, da wir Palmár zur Nacht erreichen wollten; doch wurden uns von allen Seiten Hindernisse aufgethürmt; bald hieß es, es seien keine Maulthiere beizuschaffen, bald widersetzten sich Franzosen, bald Mexicaner unserer Abreise und da sich selbst unsere Herren diesen anschlossen, wurde uns die Sache unerklärlich; dennoch reisten wir ab und erst als uns zwanzig Mann Escorte nachgeschickt wurden, erfuhren wir, daß die Nachricht eingetroffen sei, der Guerillaführer Diaz halte sich mit einer Abtheilung seiner Leute in einer Hacienda, an welcher wir vorüberkommen mußten, verborgen, um den Kaiser zu überfallen. Man hatte daher unsere Abreise verzögert, bis Erkundigungen eingezogen wurden. Die Sache hatte sich zwar bestätigt, doch waren gleichzeitig die nöthigen Maßregeln ergriffen worden. Ueberall sahen wir Abtheilungen von Truppen, an vielen Orten waren fliegende Lager errichtet und ehe wir noch die gefähr-

liche Hacienda erreichten, begegneten wir dem französischen General Braincourt, der äußerst zuvorkommend und artig zu unserem Wagen kam, um uns zu begrüßen und zu versichern, daß wir nichts mehr zu fürchten hätten, da die Guerilla's bereits versprengt seien.

Durch alles dies hatten wir uns aber sehr verspätet; es ward Nacht und wir konnten nichts mehr von der herrlichen Gegend sehen. Wir erstiegen nämlich die Kette der Cordilleren, hier Cumbres genannt, die von den Rocky mountains durch den Isthmus von Panama nach Südamerika zieht.

Einen Wagen voll Frauen und Kinder hatten wir in Orizaba gelassen, die anderen wurden nun langsam und vorsichtig die lange und steile Höhe hinangezogen. Auf der Imperiale der Diligencen saßen Soldaten mit Fackeln, neben uns führte unsere Escorte ihre Pferde am Zügel und lauschte achtsam, ob sich nichts Bedenkliches rühre. Doch sahen wir nichts als Milliarden großer Leuchtkäfer, die in den Gebüschen schwärmten und in der Tiefe die Wachtfeuer der zerstreut umher liegenden französischen Feldlager. Es war sehr kalt, und von der Hitze der vorhergehenden Tage verwöhnt, hüllten wir uns in Mäntel und Plaids.

Als ich bei der Rückreise die Cumbres wieder bestieg und beim Licht der Sonne den Weg sah, den wir das erste Mal bei gänzlicher Finsterniß zurückgelegt hatten, da erfaßte mich ein leiser Schauer. Die Straße,

von den Spaniern kunstvoll und großartig angelegt, befindet sich nun in einem Zustande der Vernachlässigung, welcher sie in Europa gänzlich unfahrbar erscheinen ließe. Tiefe Risse, Felsblöcke, Baumstämme bilden scheinbar unübersteigbare Hindernisse, aber für den mexicanischen Kutscher und seine braven Thiere gibt es beinahe keine. Vorsicht, Geschicklichkeit und Unermüdlichkeit überwinden alle Schwierigkeiten.

Es war Mitternacht, als wir die Höhe der Cumbres de Delcorado erstiegen hatten; alles war erschöpft, ein kleiner Ort „La cañada“ erreicht, und da Palmár noch mehrere Stunden entfernt war, beschloß man Rast zu halten. Die Herren gingen in die Schänke, lagerten sich dort auf Tische, Stühle und Bänke. Wir ließen unseren Wagen schließen und blieben darin. Wenige Tage darauf wurde der Wirth, der unsere Gesellschaft hier beherbergt hatte, von den Guerilla's überfallen und ermordet.

Als es zu tagen begann, setzten wir unsere Reise fort und nahmen das Frühstück in Palmár, ein häßlicher kleiner Ort, welcher, wie die meisten Dörfer Mexico's, nur aus einem großen Hauptplatz besteht, auf welchem in ziemlich hoher Mauerumfriedung eine große, beinahe domartige Kirche gebaut ist. Die Häuser sind ebenerdig, sehr niedrig, ohne Dächer, sehen nur wie große Würfel aus und entbehren gänzlich der Fenster; die einzige Oeffnung, durch welche Licht und Luft in

das Innere dringen, ist eine Thür. Die äußeren Mauern sind oft mit grellen Farben, glatt gestreift oder quadrillirt bemalt.

Palmár war der Schauplatz einer der blutigsten Schlachten, die während der Dauer des Befreiungskampfes geschlagen wurde. Der Pfarrer Morellos stand hier siegreich dem spanischen General Iturbide entgegen, demselben, der kurze Zeit darauf die Sache der Unabhängigkeit zu der seinigen gemacht und sie als Stufe benützt hatte, um sich selbst zum Kaiser von Mexico zu erheben.

Die Gegend ist trostlos häßlich; unter dünner Sanddecke erstreckt sich weithin eine harte Lavaschichte und zeigt von den Verheerungen, die einst die vulkanischen Berge des Landes hier angerichtet. Jetzt sind die meisten ausgebrannt, einige strömen nur heiße Dünste aus, doch erinnern häufige Erdbeben an eine unheimliche Gewalt, die im Schooß dieser Erde wühlt und manchmal über die Städte und ihre Bewohner Verderben bringt.

Die wellenförmige Ebene ist nur mit Magueyen bebaut, deren große Felder mit dichten Cactushecken umgeben sind. Der Maguey (Agave Americana, in unseren Gewächshäusern irrig Aloe genannt) erhebt sich hier oft zu einer Höhe von 7—8 Fuß; aus ihm wird der Pulque gewonnen, welcher vorherrschend das Getränk des Mexicaners bildet.

Schon unter der Herrschaft der Azteken war der Maguey viel gepflanzt und hoch geschätzt, denn außer dem Safte, aus welchem sie sich ein berauschendes Getränk bereiteten, benützten sie die Blätter zu Dachbedeckungen für ihre Häuser, machten aus ihren Fasern Stoffe und Stricke, stampften sie zu Brei, um daraus Papier zu verfertigen, kurz der Maguey deckte beinahe alle Bedürfnisse des gemeinen Mannes. Jetzt ist er für viele Leute eine Quelle des Reichthums. Wenn er gepflanzt ist, bedarf er keiner Pflege mehr. Zwischen dem 8ten und 10ten Jahre, ehe er zu blühen beginnt, bildet sich in seinem Herzen (corazon) ein milchweißer Saft; das Herz wird nun ausgeschnitten und eine runde Höhlung gebildet, in welcher sich der ganze Saft, den der Blüthenstengel in Anspruch genommen hätte, sammelt. Während drei bis fünf Monaten schöpft der Indianer zwei oder drei Mal täglich aus dieser Quelle und es wird versichert, daß eine gesunde Pflanze in dieser Zeit bei sechzehn Eimer Pulque liefert. — Nachher stirbt sie, hinterläßt aber an der Wurzel eine Unzahl von Schößlingen, die frisch gepflanzt reichen Ersatz bilden.

Der Cactus oder Nopal, auf welchem in einigen Theilen des Landes die Cochenille gezogen wird, ist eine traurige Pflanze, wenn sie in großen Massen auftritt, bietet aber in ihren Blüthen, die bald weiß, bald gelb, bald roth sind, manche Abwechslung. Einige Gattungen

erheben sich ganz senkrecht zu einer Höhe von zehn bis zwölf Fuß und bieten mit ihren abwehrenden Stacheln guten Schutz für Gärten, werden demnach auch zu riesigen Zäunen benützt.

Die beiden Riesen, Popocatepetl und Iztazzihuatl, zwischen sechzehn- und achtzehntausend Fuß hoch und mit ewigem Schnee bedeckt, lagen vor uns, doch waren die Gipfel beinahe immer von den Wolken verhüllt. Wir hatten das Plateau von Puebla erreicht, das bereits 6800 Fuß über der Meeresfläche liegt und zu den fruchtbarsten und bestbebautesten Theilen des Landes gehört; hier erstrecken sich unübersehbare Mais-, auch Korn- und Weizenfelder, überall aber waren Spuren der Verwüstungen zu sehen, die seit Jahrzehnten der Bürgerkrieg und vor einem Jahre die Belagerung von Puebla angerichtet hatten. Kirchen, Haciendas, ganze Dörfer lagen in Ruinen und gewährten einen äußerst traurigen Anblick.

Endlich lag die Stadt la Puebla de los Angeles vor uns, mit ihren unzähligen Kuppeln und Kirchthürmen, welche die dächerlosen Häuser weithin überragen. Als wir ihr nahten, begegneten wir einer großen Anzahl Reiter in dem außerordentlich malerischen Anzug des Landes. Es waren Bürger der Stadt, die bei der Nachricht unserer Ankunft sich beeilt hatten, uns entgegen zu kommen, um uns das Geleite zu geben. Auf ihren kleinen gedrungenen Pferden, deren Sattel und

Riemzeug mit Goldstickerei und bunten Seidenschnüren verziert sind, schienen sie mit denselben verwachsen zu sein. Auf manchem Pferd saß ein Vater mit zwei kleinen Söhnen, auf einem anderen saßen mehrere kleine Knaben hintereinander und ritten frisch und munter; das Ganze gab ein lebendiges, interessantes Bild.

So erreichten wir die Stadt, die beim Eintritt in dieselbe nur Trümmer zeigte. Eben vor einem Jahre hatte sie sich nach drei Monat langer, heldenmüthiger Vertheidigung den Franzosen ergeben. General Forey, der damals die Expedition leitete und die französische Armee befehligte, hinterließ sowohl bei dieser, wie bei den Mexicanern den Ruf, die Eroberung der Stadt geflissentlich erschwert zu haben, um glänzendere Bulletins nach Paris senden zu können und um sich einen schwerer wiegenden Kranz um das Haupt zu flechten.

Als wir die Vorstädte verlassen hatten und das Innere der Stadt erreichten, ward ihr Eindruck ein äußerst günstiger. Wir fuhren durch breite, regelmäßige Straßen, über große Plätze, an herrlichen Kirchen vorüber. Jede Gasse hat in ihrer Mitte einen mit breiten Steinen gedeckten Canal, durch welchen die in der Regenzeit niederströmenden Fluthen abfließen. An beiden Seiten sind Trottoirs angebracht und alte Beschreibungen schildern das Pflaster vortrefflich, eine Meinung, der ich nicht beipflichten kann. Straßenkämpfe mit Barricaden-

bau mögen darin eine unerfreuliche Aenderung hervorgebracht haben.

Trotzdem ist Puebla eine sehr anziehende Stadt und ihre Architektur ist bei weitem schöner und eigenthümlicher als die von Mexico; sie ist auch reinlicher gehalten und trägt weniger die Spuren verfallener Größe, als die Hauptstadt des Landes, deren Glanz durch Revolutionen und Bürgerkriege so sehr gelitten hat. Die Häuser sind höher und sehen dadurch weniger gedrückt aus, haben auch nicht jene alles nivellirende gelbliche Farbe, die man an den mexicanischen bemerkt. Die Freude der aztekischen Race an heller und warmer Farbe hat hier noch einiges Recht behalten und sie ist oft mit vielem Geschmack und feinem Sinne angewendet. Das Haus, welches man uns angewiesen hatte, war roth übertüncht und mit mosaikartig geordneten, weiß und blau glacirten Porzellantafeln belegt, was eben so originell als hübsch ist und was wir an vielen anderen Häusern der Stadt wiederfanden.

Wir wurden hier festlich empfangen; eine große Anzahl Herren und Damen geleitete uns die breite Stiege hinan, die auf einen großen, luftigen, von Säulen getragenen Gang mündet, den inneren Hofraum umschließt und mit Orangebäumen und mit Blumen geschmückt ist. Von hier aus gelangten wir in die mit Teppichen belegten und mit allem Luxus und Comfort, den der verwöhnteste Europäer nur begehren mag, ausgestatteten

Zimmer. Sie sind geräumig und hoch und haben große, bis zum Fußboden herabreichende, mit Balcons versehene Fenster.

Unsere Worte des Dankes, unsere Ausrufe der Freude und Bewunderung wurden stets mit jenen langen Reden beantwortet, welche die große Gastfreundschaft und Dienstbeflissenheit der Mexicaner einbegleiten und in welcher die berühmte Phrase „a la disposicion de Usted“ (zu Ihrer Verfügung) die Hauptrolle spielt. Und wirklich betrachten sie die Gäste, welche sie unter ihr Dach einführen, beinahe als die Herren ihres Hauses.

Als uns der Sohn des Präfecten, der uns an der Stelle seines, dem Kaiser entgegengereisten Vaters die Honneurs machte, in den Saal geleitete, in welchem ein langer Tisch mit einem nie enden wollenden Nachtmahl unser harrte, blieb der Rest der Gesellschaft in dem Salon zurück. Es entstand eine Pause der Verlegenheit und endlich stotterte der junge Mexicaner die Versicherung, daß niemand an dieser Tafel Platz nehmen könne, wenn er nicht von uns eingeladen würde. Nun übermittelte man unsere Bitte an die übrige Gesellschaft, welche erst nach endlosen gegenseitigen Complimenten sich an unseren Tisch setzte. Von den Damen verstand blos eine hübsche, muntere kleine Frau, welche die Frau Generalin genannt wurde, ein wenig französisch, bei den Herren war die Kenntniß dieser Sprache etwas

verbreiteter, doch in sehr beschränktem Maße. Die Mühseligkeit unseres Verkehres wurde noch durch den Umstand erhöht, daß die europäischen Begriffe von Höflichkeit keineswegs den mexicanischen entsprechen und es daher immer eine, lange Weile brauchte, ehe unsere gegenseitigen Bestrebungen verstanden wurden.

So auch saßen wir uns lange gegenüber, nachdem das Souper beendigt war, ehe die Gesellschaft Miene machte uns zu verlassen. Wir hatten drei ganz schlaflose Nächte und drei heiße mühselige Reisetage hinter uns und erlagen beinahe dem Schlafe und der Müdigkeit, konnten uns aber zu der hochmüthigen Förmlichkeit unsere Wirthe zu entlassen nicht entschließen. Endlich kamen wir uns darin entgegen und die ersehnte Ruhe ward uns gegönnt. Nie aber werde ich das Behagen vergessen, mit welchem ich mich auf einem breiten, bequemen und unbeweglichen Lager in einem kühlen und geräumigen Zimmer, nach beinahe zweimonatlicher Entbehrung befand; köstlich erquickt erwachte ich am folgenden Morgen, hatte aber bald darauf den Kummer zu erfahren, daß meine Gefährtin durch ein ernstliches Unwohlsein an ihr Bett gefesselt blieb. Ihr übles Aussehen erweckte Anfangs in uns Besorgniß, die aber bald glücklich gehoben wurde; ihre elastische Natur überwand schnell das Uebel. Statt einen Tag, brachten wir zwei in Puebla zu und konnten am 3. Juni unsere Reise fortsetzen.

Die Stadt bot viel Interessantes, das für uns weniger in Besichtigung der mit Schätzen und Vergoldungen überladenen Kirchen bestand, als in der Beobachtung des uns ganz neuen und fremden Lebens und Treibens; es ist in allen Details so uneuropäisch, daß man nicht genug sehen und staunen kann. Am liebsten trieb ich mich hier, wie auch später so oft in Mexico, unter den Portales, den breiten Säulengängen herum, welche den Hauptplatz umgeben und wo Indianer aus allen Theilen des Landes die Erzeugnisse desselben zum Kaufe ausbieten, und wo ich stets Neues für meine Wißbegierde und Charakteristisches für meine Beobachtung fand.

Die bevorstehende Ankunft des Kaiserpaares hatte nun alle Thätigkeit in Anspruch genommen, überall wurden Triumphpforten errichtet, Kirchen und Häuser geschmückt, allerlei Vorbereitungen getroffen. Die Menschen wurden nicht müde, nach den Persönlichkeiten des Kaiserpaares zu forschen, nach ihren äußeren und inneren Eigenschaften. Ueberall sprach sich eine große Dankbarkeit aus, daß diese ihnen zu Liebe Heimat und Familie verließen, die weite Reise über das Meer unternahmen und über ein Land herrschen wollten, welches durch eine lange Reihe von Unglücksjahren, durch Bürgerkrieg, Betrug und Habsucht in das tiefste Verderben gestürzt wurde, dessen Einwohner jede sittliche Kraft und meist auch jeden sittlichen Begriff verloren hatten und mit

einer wahrhaft erschreckenden Demuth das Selbsturtheil über sich sprachen: es gäbe hier nur Schurken und Diebe!

Anfangs ist es unmöglich, an die leider im Allgemeinen so tief begründete Wahrheit dieses Selbstbekenntnisses zu glauben; was sich einem darbietet ist so freundlich, so einnehmend und wohlthuend, daß man beinahe über die Härte dieses Urtheils empört ist. Es sind eben kraft- und energielose, keiner Versuchung, keiner Verführung widerstehende Naturen und daher der allertiefsten Demoralisation verfallen, oft ohne dabei eine äußerst liebenswürdig scheinende Zartheit und Feinheit der Empfindung zu entbehren. Männer, welche der unloyalsten öffentlichen Handlungen angeklagt sind, durch Betrug und Hinterlist Tausende beschädigt und unglücklich gemacht haben, die von keinem Recht und von keinem Gesetze wissen, werden im häuslichen Kreise die sanftesten, zärtlichsten, liebevollsten Söhne, Gatten, Väter und Brüder sein, mit weichlicher Empfindsamkeit Freunde und Verwandte mit Wohlthaten überschütten und diese milde Gesinnung auf alles erstrecken, was sich ihnen persönlich naht.

Puebla, deren Einwohnerzahl auf ungefähr 70.000 Seelen angegeben wird, ist sowohl in der Anzahl und Vorzüglichkeit ihrer Bildungsanstalten, als auch in Bezug auf ihre industrielle und commercielle Thätigkeit, Mexico voraus; es ist, als ob ihre Einwohner thätiger,

intelligenter und moralisch weniger verkommen wären, als die der Hauptstadt. Alles erschien mir hier geregelter und weniger verwahrlost. Gärten umgeben die Stadt, aus welchen die Einwohner ihren Bedarf an Obst und Gemüse beziehen; der allgemeine Wohlstand scheint hier größer zu sein, während in Mexico der Contrast zwischen Reichthum und Elend ein sehr augenfälliger ist.

Am zweiten Tage besichtigten wir die Festungswerke von Guadalupe, ein die Stadt beherrschendes Fort, von dem man die weite Ebene mit den prächtigen sie umgrenzenden Bergen übersieht: gegen Westen die mächtige Bergkette, aus welcher Popocatepetl und Iztazzihuatl ihre schneeigen Gipfel erheben, gegen Osten die Sierra Madre mit dem Pic von Orizaba und dem Cofre de Perote und zwischen jenen Hauptgebirgszügen das Gebirge von Malinche. Es ist wahrlich ein imponirender Anblick, dessen Schönheit gar sehr erhöht wird durch die wunderbare Klarheit der Luft, welche die fernsten Gegenstände näher rückt und jenen Schichten ober uns, die wir Himmel zu nennen gewohnt sind und die in Europa beinahe wie eine compacte Decke erscheinen, eine Durchsichtigkeit verleiht, die mehr als alles Andere den Begriff der Unendlichkeit versinnlicht. Das Auge findet keinen Ruhepunkt, keine Grenze, und das Gemüth erhebt sich mit ihm, staunend, bewundernd und anbetend.

Nachmittags bestiegen wir die Terrasse unseres Hauses, welche hier, wie beinahe überall im Lande, die Stelle des Daches vertritt, um die Berge zu bewundern, die ebenfalls wolkenlos waren; eine Seltenheit in dieser Jahreszeit. Leider war die Communication zwischen unserer Wohnung und der Terrasse eine sehr mangelhafte; bei einem Sprung von beträchtlicher Höhe verstauchte ich mir den Fuß, ein Unfall, der mich für lange Zeit am Gehen hinderte und auf der Weiterreise tausend Unbequemlichkeiten mit sich führte. Dennoch verließen wir Puebla Tags darauf um acht Uhr früh.

Fünftes Kapitel.

Abreise von Puebla. Cholula. Quetzacoatl. San Martin. General Mejia. Rio=Frio. Die Ebene von Anahuac. Mexico. Freundlicher Empfang. Einzug des mexicanischen Kaiserpaares.

Unsere neuen Freunde und Wirthe hatten sich versammelt, um uns bei der Abfahrt noch ein Lebewohl zu sagen, und außerhalb der Stadt erwartete uns wieder das Ehrengeleite berittener Bürger, die eine Art von Miliz bildeten und wohlbewaffnet, mit Fähnleins geschmückt, an beiden Seiten unserer Wagen ritten, bis die Miliz der nächsten Station sie ablöste.

Wir waren von der Hauptstraße abgewichen, um den Weg über Cholula zu nehmen, eine unter der Aztekenherrschaft volkreiche und mächtige Stadt mit 16.000 Einwohnern, nun zu einem armseligen Dorfe herabgesunken; durch die berühmte Pyramide, die sich in ihrer Nähe erhebt, eines Besuches werth. Nirgends wurden wir mit solcher Feierlichkeit empfangen wie hier, und obwohl dem Europäer stets etwas cisatlantischer Hochmuth anklebt und er sich vornehmer dünkt als die

Bewohner der anderen Erdtheile, so waren wir doch *nicht* so sehr verblendet, um über alle die Ehren, die man uns erwies, nicht etwas beschämt zu sein und uns über uns selbst lustig zu machen. Vor der Einfahrt in die Stadt warteten die Autoritäten derselben, hielten eine Ansprache, während uns Mädchen große, prächtige Blumensträuße überreichten, Glocken und Pöller aber unsere Ankunft anzeigten, und als wir im Ort auf dem großen staubigen Platz stille hielten, trat die Wache heraus, ertönten Trommeln und ohrenzerreißendes Trompetengeschmetter. Doch nur kurze Zeit erwiesen wir der versammelten Menge, die hauptsächlich aus Bettlern und halbnackten Kindern bestand, die Ehre unseres Anblickes, der durch die große Hitze und den ungeheueren Staub nicht sehr erfreulich gewesen sein mag; alles eilte zur Pyramide, an welche sich eine hübsche Mythe aus voraztekischer Zeit knüpft, aber auch unermeßlich viel Blut klebt, das von der Grausamkeit aztekischen Götzendienstes zeugt.

Die Tolteken, welche vor den Azteken die weite Ebene von Anahuac und viel angrenzendes Land beherrschten, waren milde, friedliebende Menschen, die Künste und Wissenschaften betrieben, das Feld bebauten, Früchte und Blumen zogen. Ihre Götter waren milde wie sie und das reine Feuer, das in den Teocali (den Tempeln) brannte, die Blumen, die man opferte und deren süßer Duft zu ihnen drang, erfreute sie und stimmte

sie nachgiebig für die Bitten der ewig begehrenden Menschen. Kein Gott aber war ihnen so hold wie Quetzalcoatl, der Gott der Luft. Er hatte unter ihnen gelebt, sie den Ackerbau gelehrt und die Goldschmiedekunst, und die, viel größere weite Länder zu beherrschen und die Völker weise zu regieren. Damals war Mexico's goldenes Zeitalter; ein Kolben Mais war so groß, daß eines Mannes ganze Kraft dazu gehörte, um ihn zu tragen; in bunten Farben hing die Baumwolle an den Sträuchern, süßer Wohlgeruch erfüllte die Lüfte, herrlich befiederte Vögel sangen die wohlklingendsten Melodien. Doch war Quetzalcoatl der Feind des Krieges und wenn von ihm gesprochen wurde, hielt er sich die Ohren zu. Dadurch erregte er den Haß einer mächtigeren Gottheit und mußte fliehen. In Cholula hielt er Rast, wo ihm zu Ehren eine Pyramide mit einem prächtigen Teocali gebaut wurde. Quetzalcoatl aber setzte seine Wanderung fort bis an das Meer und als er den Golf erreicht hatte, nahm er Abschied von seinen Anhängern und Verehrern, versprach ihnen wieder zu kommen, bestieg dann einen Nachen, der aus Schlangenhäuten verfertigt war und fuhr weithin nach Osten, woher die Sonne kömmt. Er war ein großer weißer Mann mit langem Bart; die Indianer erwarten seine Rückkehr mit Sehnsucht, denn er wird Glück und Reichthum bringen und unter ihm wird das goldene Zeitalter, dessen sich die Tolteken erfreut haben, wieder erblühen.

Später aber, als die Azteken das sanfte Volk der Tolteken verdrängt hatten, erlernten sie zwar ihre Künste und Wissenschaften, aber ihren milden Sinn eigneten sie sich nicht an; sie waren hart und grausam, rachsüchtig und blutgierig und ihren Göttern mutheten sie gleiche Eigenschaften zu. Der höchste Gott war Huitzlipochtli oder Mejitli, der Gott des Krieges, ihm schlachteten sie die gefangenen Feinde, ja verzehrten dieselben als Opfermahl.

Doch nicht blos dem Schlachtengott zu Ehren vergossen sie Blut; in Cholula, wo der Duft der Blumen Quetzalcoatls weiches Herz entzückt hatte, wurden ihm nun Menschen geopfert. Jünglinge und Mädchen aus den eroberten Städten wurden auf der Pyramide von Cholula von dem Priester im rothen Mantel geschlachtet. Man riß ihnen das Herz aus der Brust, besprengte die Bilder der Götzen mit ihrem Blute und ließ es weit herabrinnen über die Wände der Pyramide. So sollen jährlich 6000 Menschen gemordet worden sein.

Die Pyramide ist aus Backsteinen gebaut, 54 Meter hoch und an ihrer Basis 439 Meter breit. Wer ihr gegenwärtig naht, würde nicht das Werk von Menschenhänden an ihr erkennen. In drei Terrassen erhebt sie sich, mit Pflanzen übergrünt, mit Bäumen bewachsen. Auf ihrem Gipfel, von großen Cypressen beschattet, steht eine Kirche mit hohen Kuppeln und vielen Thürmen. Leider mußte ich im Wagen bleiben, während meine

Reisegefährten die interessante Besichtigung vornahmen. Reich beladen mit kleinen thönernen Götzenlarven, mit Fragmenten buntbemalter Thongefäße, mit Stücken von Obsidian, jenen schwärzlich harten Lavasteinen, aus welchen die Azteken Lanzenspitzen verfertigten, die sie bei oberflächlichen Nachgrabungen gefunden hatten, bestiegen sie zur Weiterreise die Wagen.

Die Fahrt bis San Martin ging ereignißlos durch die reizendste Gegend. Weit und breit ist alles wie ein Park mit den üppigsten Wiesen, schönsten Blumen, die Haciendas sind wohlgebaut, alles prangt in fabelhafter Ueppigkeit. Nach San Martin kamen wir noch zu früher Stunde, doch gab es später keine Unterkunft mehr und Mexico lag zu entfernt, um noch erreicht werden zu können.

Anfangs erschracken wir, als wir vor der niederen ärmlichen Hütte hielten, auf welcher stolz „Hôtel de la diligencia" geschrieben steht; doch wurden wir auf das Angenehmste überrascht, als wir in den angewiesenen kleinen Zimmern eine musterhafte Nettigkeit fanden. Auch sie entbehrten, wie alle Häuser kleiner Orte, der Fenster, doch hatte jedes Zimmer eine hölzerne Thüre, die in den Hofraum führte. Das Souper, das aus verschiedenen Landesgerichten bestand, war sehr genießbar und wir machten die Bekanntschaft eines der tüchtigsten, der Regierung des Kaisers ergebenen Mexicaner, des nunmehrigen Generals Mejia, eines noch

jungen Mannes von großer Gestalt, beinahe bronzefarbiger Haut, dunklen funkelnden Augen, glattem schwarzen Haar, mit energischen Zügen, aber von jenem kindlichen einfachen, den indianischen Abkömmling kennzeichnenden Wesen. Dieser junge Mann ist selbst von den Franzosen hochgeachtet, weil er Verläßlichkeit des Charakters mit großer Tapferkeit verbindet.

Meine Reisegefährten benützten die Tageshelle, um noch einen Spaziergang nach einer nahen Hacienda, die einem reichen Engländer gehört, zu unternehmen, von welchem sie sehr befriedigt zurückkehrten; mich hielt mein kranker Fuß im Hause fest.

Um fünf Uhr früh setzten wir unsere Reise fort, um gegen Abend die Hauptstadt zu erreichen. Es hatte die ganze Nacht geregnet und obwohl dies auf Temperatur und Staub sehr wohlthätig wirkte, so verschlechterte es doch den Weg; auch bestiegen wir nun jenes Gebirge, welches das Plateau von Puebla von dem höher gelegenen Plateau von Mexico, dem eigentlichen Anahuac trennt, und das sowohl durch die Grundlosigkeit der Straße, als auch durch die Unsicherheit der Gegend eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Immer höher und höher ging es hinan, durch schuhtiefen Koth, über fußhohe Steine, an Abgründen vorbei, oft im Galop, aber immer vorsichtig, immer geschickt und sicher. Und so verließen wir allmälig die Region der Laubhölzer, um in jene der Nadelhölzer zu gelangen. Noch ehe

wir Riofrio erreicht hatten, brach ein Rad an unserem Wagen; meine Gefährtin und ich mußten die Herren um Aufnahme in die Diligence bitten, deren Besteigung für mich mit großer Schwierigkeit verbunden war. Dennoch ging es endlich und bald lag das Wirthshaus am Riofrio vor uns, das wenigstens alle Monate ein Mal von Guerilla's ausgeraubt wird. Dort bewillkommten uns französische Offiziere und machten die Wirthe bei einem für uns bereiteten Frühstück. Ihre Aufmerksamkeit wurde aber durch die von uns mitgeführte Posttasche abgelenkt, die alle 14 Tage Briefe und Zeitungen aus der Heimat bringt und stets mit der größten Ungeduld erwartet wird. Mit welcher Hast wurden die Siegel geöffnet; mit welcher Eile die Seiten von den Blicken durchflogen! Lange ging es dann wieder bergauf und bergab, endlich kamen wir in einen herrlichen Wald von Cedern und Weihmutskiefern, von prächtigen Tannengattungen mit schuhlangen, lichtgrünen, in dichten Büscheln herabhängenden Nadeln — und nun lag das Thal von Mexico vor uns! Ein großartiger Anblick!

Das Plateau, auf welchem Mexico gebaut ist, erhebt sich mehr als 7000 Fuß hoch über die Meeresfläche, beträgt 20 Leguas in der Länge und circa 13 in der Breite. Von hohen Bergen eingeschlossen, deren Farbe von einer so wunderbaren Bläue ist, wie nur diese Atmosphäre sie wiedergeben kann, überragt von den Vulkanen, deren Gipfel ewiger Schnee deckt, prangt

die Ebene im herrlichsten Grün. Ortschaften lehnen sich freundlich an die Höhen, Haciendas mit Alleen und Gärten liegen zerstreut umher, in der Ferne glänzen die Seen, es ist ein herrliches, überreiches Panorama. Die Ebene ist durch einzelne, sich wie Maulwurfshaufen erhebende Hügel unterbrochen. Es sind ausgebrannte Vulkane, die kahl und felsig dastehen, aber, wie alles hier, eine warme, braune und rothe Farbe annehmen. Einer dieser Vulkane verbarg uns Mexico.

Langsam fuhren wir in das Thal hinab, wo sich die Wege besserten. Hier ist nichts von den Merkmalen des Krieges zu sehen, anscheinend herrscht hier Wohlhabenheit, die Felder stehen prächtig, die Erde gibt hier was man nur von ihr fordern will. Das schönste Vieh weidet auf den Wiesen. Nach langer Fahrt gelangt man zu den Seen, die aber leider in der Nähe nicht schön sind. Die Spanier, die sich stets als Feinde aller Waldungen erweisen, haben auch hier große Verwüstungen darin angerichtet und dadurch auf die Bewässerung des Thales sehr nachtheilig eingewirkt. Die Seen verdunsten immer mehr und mehr, die Quellen versiegen und auch der Erdboden ist dürrer geworden.

Als die „Conquistadores" in das Land drangen, war die Hochebene von Anahuac mit herrlichen Waldungen bedeckt, die aus immergrünen Eichen, Cedern und Cypressen bestanden. Davon zeugen einige uralte, den

Reisenden mit Staunen und Bewunderung erfüllende Ueberreste. Pfahlbauten, welche sich in dem einst die Hauptstadt Montezuma's bespülenden See vorfanden, sind meistens aus Cedernholz.

Endlich, bei einer Biegung der Straße, erblickt man Mexico, das sich weit hinzieht an den Bergen, von Bäumen umgeben, aus welchen die Thürme und Kuppeln der Kirchen grell und bunt hervorragen.

Eine schönere, imposantere Lage hat wohl keine Stadt der Welt und wenn sie in dem verwahrlosten Zustand, in welchem sie sich damals befand, wo ein fünfzigjähriger Bürgerkrieg überall seine verwüstenden Spuren hinterließ und nirgends hemmender und nirgends zerstörender einwirkte, als in der Hauptstadt, trotz der Regelmäßigkeit ihrer Bauart, der Größe ihrer Plätze, der Breite und Länge ihrer Straßen an und für sich keinen erfreulichen Eindruck macht, so könnte sie sich doch bei geregelten Zuständen, durch die Segnungen des Friedens, die Hebung von Wohlstand und Industrie, durch den Bau von Communicationen rc. zu einer Pracht entfalten, die alle Herrlichkeiten von Paris und St. Petersburg weit hinter sich ließe, denn das Höchste und Schönste, was Menschenhände erreichen können, schwindet neben der Erhabenheit der Natur, die in Mexico überall zur Folie dient.

Mexico ist genau an der Stelle gebaut, wo einst Tenochtitlan, die Hauptstadt des mächtigen Aztekenherr-

schers Montezuma, stand; der See von Tezcoco aber, der damals die Stadt umfloß, so daß Dämme ihre Theile verbanden und sie gleich Venedig im Wasser gebaut war, ist nun beinahe eine Stunde von der Stadt entfernt. Entwässerungscanäle und die früher erwähnten Waldverwüstungen haben das Zurücktreten des Wasserspiegels hervorgebracht.

Es war noch Tageshelle, als wir an der Garita (Barrière) vorüber in die Stadt einfuhren und bald durch eine lange, breite, mit schönen Häusern versehene Straße nach dem großen Platz (plaza mayor) gelangten, auf welchem das frühere Regierungsgebäude, jetzt der „Palacio imperial“ steht und die ganze Breite des Platzes, beinahe 800 Fuß, einnimmt. Drei Thore führen in die verschiedenen Höfe desselben. Wir fuhren durch das mittlere Thor in den großen Hof, welcher von breiten, durch Säulen getragenen Bogengängen umgeben ist. Hier empfingen uns Generale, Officiere, das gesammte Ministerium und viele andere Civil- und Militärautoritäten.

Im Palacio selbst herrschte noch die größte Unordnung; bis zum letzten Augenblicke hatte man an der wirklichen Ankunft des Kaisers gezweifelt, und als die Nachricht von derselben erfolgt war, hatten Unsicherheiten, Meinungsverschiedenheiten und Rangstreitigkeiten aller Art alles gehemmt. Für die europäischen Gäste war eine Privatwohnung bestimmt gewesen; am letzten

Tage hatte ein kaiserlicher Befehl diese Anordnung umgestürzt und uns eine Wohnung im Palacio zugewiesen, aber Tag und Stunde unserer Ankunft waren unsicher gewesen, und als wir nun zum Schrecken des Intendanten und der Tapezirer angefahren kamen, war noch nichts bereitet. In unseren Zimmern wurde gehämmert und geklopft, die Mexicaner kamen aus ihrer Ruhe, man lief und schleppte, und während dem wir einem ewig langen Diner, das uns von den Ministern geboten wurde, alle Ehre erweisen mußten, kam man doch so weit zu Stande, daß wir Stellen für unsere müden Häupter fanden.

Wir waren übrigens sehr gut bewohnt, hatten hohe und große Zimmer mit den beliebten Balconfenstern, und während ich an meinem Schreibtisch sitzend die Berge sah, die überall weithin die gegenüber liegenden Häuser überragten und nur hin und wieder durch die musivisch gedeckten, bunten, im Sonnenscheine glänzenden Kuppeln der Kirchen unterbrochen waren, gingen die Fenster meiner Gefährtin in einen botanischen Garten voll der seltensten Pflanzen, berühmt durch den Manitabaum, welcher seinen Namen der, einer Hand ähnlichen Form und Farbe verdankt. Dieser Baum ist beinahe einzig in seiner Art und findet sich nur in einem kleinen Exemplar in dem Garten der Familie Escandon in Tacubaya wieder. Die größte Freude bereiteten uns

aber die köstlichen Colibri's, die vor den Fenstern von Blume zu Blume schwebten.

Von den „Emperadores" hatte man die besten Nachrichten, ihr Empfang war überall der freudigste gewesen, der Einzug in Puebla war besonders glänzend. Die Einfachheit und Leutseligkeit ihres Benehmens erweckten alle Sympathien und großes Vertrauen. Daß Jeder ihnen nahen könne, Jeder freundlich und theilnehmend angehört wurde, war ihnen ganz unerwartet. An ihren Präsidenten hatten sie traurige Erfahrungen gemacht. Habsucht und Ehrgeiz stempelten die kurze Zeit ihrer Regierung, Parteihaß leitete ihre Handlungen. Hier kam ein Mann, für den es in ihrem Lande keine Vergangenheit gab, der keiner Partei angehörte, keine Freunde und keine Feinde hatte, aber Willens war, Allen, die sich um ihn schaarten und seine Absicht unterstützen wollten, die zu Frieden, Gesetzmäßigkeit, Ordnung und Gerechtigkeit, zu Wohlfahrt und Reichthum führenden Wege zu bahnen; er stand für sie auf einer Höhe, zu welcher keine ihrer Leidenschaften, ihrer Verbrechen, nicht ihre Schmach und nicht ihr Unglück hinaufragten, und er stand dort mit gutem und festem Willen, mit Muth, mit dem vollen Bewußtsein der ungeheueren Schwierigkeit seiner Aufgabe, aber mit dem Glauben an seine Fähigkeit, sie zu lösen, ja vielleicht mit dem, den Menschen so süßen Aberglauben einer providenciellen Bestimmung dazu!

Ob das Werk gelingt? Der gehoffte Sieg der amerikanischen Südstaaten, beinahe ein conditio sine qua non dieses Gelingens, ist nicht erfolgt; die große Republik im Norden steht da, ein ewig drohender, übermächtiger Feind. Napoleon, der viel gepriesene, treue Freund, zieht die Hand ab von dem Werke, das er gegründet hat, und weicht der ungeheueren, in Frankreich gegen dieses Unternehmen herrschenden Unpopularität, welche beinahe an seinem Throne rüttelt, er weicht dem amerikanischen Veto; und selbst Oesterreich, dessen Söhne gerne dem Erzherzog über das Meer folgten, dort den Lorbeer suchend, von denen manche der Besten und Edelsten diese ferne, fremde Erde mit ihrem Blute getränkt haben, ist nun genöthigt, diesen freien Zug zu hemmen. Das Häuflein, so klein es auch ist, durch Tapferkeit, Treue und Verläßlichkeit doch das Herz von Kaiser Maximilian's Truppen bildend, bleibt wohl ohne Verstärkung, bis sich das furchtbare, um Oesterreichs Horizont zusammengezogene Unwetter gelegt hat. Von Außen hat sich alles gegen das Gelingen des großen Werkes verschworen! Und von Innen? Noch durchziehen Guerilla's das Land und die starke Militärmacht Frankreichs erringt nur unfruchtbare Siege, trotz der Unermüdlichkeit und Tapferkeit der Truppen, trotz manch' tüchtiger Beihilfe aus dem Lande selbst, trotz des belgischen Contingents und des Todesmuthes der österreichischen Legion. Hier jubelt ihnen eine von Insurgenten

gesäuberte Stadt freudig entgegen, Bulletins werden geschrieben, Siegesbotschaften in die Welt geschickt, aber schon haben die Guerilla's sich anderer wichtiger Plätze bemächtigt und die Truppen verlassen die eroberte Stadt, um sie auch von dort zu verjagen. Kaum aber sind sie den Blicken verschwunden, so ertönt bereits der Hufschlag der mexicanischen Reiter, welche die verlassene Stadt besetzen und von ihr mit gleichen Beweisen von Enthusiasmus und Sympathie empfangen werden wie jene.

Des Kaisers unermüdliche Thätigkeit schafft weise Gesetze, bahnt die segensreichsten Unternehmungen an, aber wo sind die Menschen, um jene zu handhaben, diese auszuführen? Wo sind die Opferwilligen, die ihre Zeit, ihr persönliches Wohl, ihre Bequemlichkeit, ihr Interesse dem großen Zwecke unterordnen?

Und dennoch war es des Versuches werth, dennoch bleibt Kaiser Max Ruhm und Ehre, auch wenn kein Erfolg sein Werk krönt. Mag man immer das Abenteuerliche der Sache eines Erzherzogs von Oesterreich unwürdig finden, mag man mit noch größerem Rechte die Suzerainität Napoleon's als eben so demüthigend wie unverläßlich erkennen, es lag in dem Trieb, seine brach liegende Thätigkeit einem großen Zweck zuzuwenden, seine Fähigkeit zum Nutzen eines ganzen Landes zu verwerthen, eine große Berechtigung. Und wer all' das Zagen und Bangen überwindet, alle

Seelenkämpfe besteht, die mit solch' einem Entschlusse verbunden sind, und dann seine ganze Existenz, seine ganze Kraft dafür einsetzt, sein Leben wagt, es Tag für Tag und Stunde für Stunde diesem Zwecke widmet, der hat Mannesmuth und Fürstenwerth bewiesen, auch wenn das Werk, von allen Seiten untergraben, zusammenfällt.

Die Tage vor der Ankunft des Kaiserpaares konnten nur wenig benützt werden; mein Fuß hielt mich beinahe ganz im Zimmer fest und nebstdem war ich völlig von meiner Habe getrennt; selbst der Handkoffer, den ich immer mit mir führen wollte, war durch Confusion zurückgeblieben; doch waren wir von allen Seiten der Gegenstand großer Artigkeit. Der Commandant der französischen Armee, General Bazaine, später von seinem Kaiser mit dem Marschallsstabe ausgezeichnet, machte uns einen feierlichen Besuch; der Gesandte Frankreichs, der Marquis de Montholon, der Sohn des Gefährten Napoleon's in St. Helena, und seine liebenswürdige Frau, eine Amerikanerin, bewillkommneten uns freundlich; Madame de Courcy, die Tochter des Generals Goyon und Gattin eines der ausgezeichnetsten Officiere der französischen Armee, kam uns mit ihrem Besuche zuvor.

Die Stadt Mexico begrüßte uns mit einem Fackelzug; eine große Menschenmenge versammelte sich auf dem Hauptplatz und rief nach uns. Uns schien diese

Ehre in dem kaiserlichen Palaste, wo derlei Ovationen nur dem Herrscherpaare gehören, zu groß; ihrem Ansinnen, auf den Balcon zu treten, willfahrten wir nicht, doch war es ihnen schwer begreiflich zu machen, daß nur Bescheidenheit uns hindere, eine uns nicht gebührende Huldigung anzunehmen.

Den 7. Juni langte das Kaiserpaar in Santa Maria de Guadalupe, dem berühmten, nur eine kleine Stunde von Mexico entfernten Wallfahrtsort, an. Dorthin strömte alles, um die mit so vieler Ungeduld erwarteten „Emperadores“ zu sehen. Auch meine Reisegefährten folgten diesem Beispiele und fanden das Kaiserpaar sehr zufrieden mit seiner Reise, mit seinem Empfang und mit dem Eindruck, den Land und Leute auf dasselbe hervorgebracht hatten. Die Kaiserin besonders war sehr entzückt und in einer Begeisterung, deren ich die ruhige Frau nicht fähig gehalten hätte; sie fand alles vortrefflich, selbst ihre oft elende Unterkunft in kleinen Orten, wie Palmár, Cholula und San Martin, und schwelgte in dem naiven Glauben an die Liebe und Anhänglichkeit des Volkes, das es freilich an Freudenbezeigungen und Festlichkeiten nicht hatte fehlen lassen und wovon eine kleine Zahl gewiß auch Dankbarkeit und Begeisterung empfand, in der Hoffnung, daß aus der neuen Regierungsform endlich Frieden und Wohlstand über dieses arme, vielgeprüfte Land kommen werde.

Tags darauf, den 12. Juni, erfolgte der feierliche Einzug des Kaiserpaares in Mexico. Wieder war alles zu Pferde und zu Wagen hinausgeeilt, um es außerhalb der Stadt zu empfangen. Diese selbst war auf das reichste geschmückt; Triumphpforten waren errichtet, alle Häuser mit Fahnen, Blumen, Guirlanden, Draperien geschmückt, große Inschriften trugen den Bewillkommnungsgruß für Maximiliano und Carlota, alle Straßen waren voll Menschen und auf den unzähligen Balcons der Häuser standen Frauen und Kinder, die ersteren meistens alle schwarz gekleidet und in die spanische Mantille gehüllt.

Wir hatten uns in den Palast der Mineria begeben, um von dort den Einzug zu betrachten. Die ganze Feierlichkeit durfte nicht nach europäischen Begriffen beurtheilt werden; Schönheit der Uniformen, Glanz der Equipagen fehlten ganz.

Die hohen Würdenträger des Militärs und des Civils tragen ziemlich willkürlich und geschmacklos façonnirte Uniformen, mit Gold überladen, und der gemeine Mann, der in der Landestracht mit seinem Pferde verwachsen scheint und einen äußerst malerischen Anblick bietet, sieht in der Montur zu Fuß und zu Pferd jämmerlich aus. Die Equipagen Mexico's aber sind das Häßlichste, was man nur sehen kann, und selbst die schweren Prunkwagen, die bei dieser Gelegenheit zum

Vorschein kamen, machten darin keineswegs eine Ausnahme.

Das Kaiserpaar saß in einem Wagen, den der Kaiser für diese Gelegenheit längst vorausgeschickt hatte. An der rechten Seite desselben ritt General Bazaine und nebst ihm umritten die Adjutanten und der Commandant der Garde, Graf Bombelles, des Kaisers Jugendfreund und der getreue Gefährte seiner ferneren Schicksale, den Wagen.

Das Ayuntamiento, Präfecten, Minister und viele andere Würdenträger hatten den langen Zug eröffnet. Aus allen Häusern, an welchen der kaiserliche Wagen vorbeifuhr, fielen Blumen und farbige Papierstreifen nieder, auf welchen zu Ehren der neuen Herrscher Verse gedruckt waren.

In großer Masse hatten sich die Indianer angeschlossen. Die Sage von Quetzalcoatl, die trotz allem äußerlichen Christenthume, nebst vielem anderen Aberglauben, noch in ihren Traditionen lebt, hatte sie äußerst günstig für den Kaiser gestimmt; sie sahen in ihm den weißen Mann, der zu ihrem Glück und zur Erhebung aus ihrer bisherigen gedrückten Lage über das Meer zu ihnen gekommen war, und sie begrüßten ihn mit dem größten Jubel.

In einem, in Form einer Muschel gebauten und mit Goldpapier überzogenen Wagen saßen drei als Engel gekleidete Kinder, die von Zeit zu Zeit, wenn der Wagen

des Kaisers, von der Menschenmenge gehemmt, stille hielt, zu demselben hingetragen wurden, um ihn mit Blumen zu überschütten. In einem anderen, mit weißen, rothen und grünen Draperien (den mexicanischen Farben) bedeckten Wagen wurden die lebensgroßen Bildnisse des Kaisers und der Kaiserin nachgeführt. Solcher Aufzüge gab es mehrere.

Der Zug hielt vor der Kathedrale, welche zur Rechten des Palastes eine zweite Seite des Hauptplatzes einnimmt. Hier wurde ein Te Deum abgehalten und von dort bewegte sich der Zug zu Fuß über Teppiche und unter dem schützenden Dach der Zelte zum Palast. Der Eingang war mit Fahnen und Blumenguirlanden und mit den häßlich gemalten Porträts des Kaiserpaares geschmückt.

Eine unermeßliche Menschenmenge bedeckte den beinahe unübersehbar großen Platz, doch war alles ordentlich und ruhig; Mexicaner und Indianer sind weder lärmend noch ungeduldig. Doch zeigte sich viel Freude und Interesse im Volke und die Begrüßung in Mexico war eine sehr herzliche. Unter dem Thronhimmel, in einem schmalen, langen Saal, empfingen die „Emperadores“ die Würdenträger, dann war Diner und Abends auf dem Platze Feuerwerk.

Alles erschien in großem Putz, in Gala-Uniform und es war sehr interessant, all' diese fremden Menschen zu sehen und zu beobachten. Unter Anderen fiel mir

General Miramon auf, ein noch junger Mann, der, kaum zwanzig Jahre alt, zum Präsidenten der Republik erwählt wurde, ob seiner Tapferkeit sich in der Armee großer Beliebtheit erfreute, doch die Reputation mancher Unthat mit davon trug. Er hatte sich öffentlich zur Partei des Kaisers geschlagen und ward von diesem besonders ehrenvoll empfangen. Mit seiner jungen und, wie man versicherte, besonders ehrgeizigen Gemalin am Arm, ging er durch die Säle, und auch ihm war jenes sanfte, feine und schlaue Wesen eigen, das so charakteristisch ist und sich in der Erinnerung als Haupteindruck stempelt.

Mit dem Gefühle großer Befriedigung zogen sich die Majestäten in ihre Gemächer zurück und auch wir theilten diese Empfindung. Alles erschien vortheilhafter, hoffnungsreicher, als man erwartete, alles hatte die günstigste Seite hervorgekehrt; die Natur und die Menschen hatten alles aufgeboten, um den Ankömmling zu gewinnen und vielleicht auch um ihn — zu blenden.

Sechstes Kapitel.

Der kaiserliche Palast. Unzufriedenheit der Europäer. Die Stadt Mexico. Kirchen, Klöster, öffentliche Gebäude und Promenaden. Das Leben der Mexicaner im Hause und auf der Gasse. Die Indianer. Ihre Abstammung, ihr Charakter, ihre Lage. San Anita und Ixtacalco.

Noch vor der Ankunft des Kaiserpaares hatten wir der Einladung einiger mexicanischer Herren Folge geleistet und das Appartement, das man in Eile für dasselbe hergerichtet, besichtigt. Es war eng, unbequem in der Eintheilung, äußerst geschmacklos in der Ausschmückung, doch hatte man große Einfachheit vorherrschen lassen und so konnte der Kaiser ohne Scrupel Veränderungen treffen, die seiner Bequemlichkeit und seinem Geschmacke angemessener schienen. Nicht ein großer Saal war vorhanden, wo Empfang oder Diners abgehalten werden konnten, alle Zimmer waren galerienartig eng und ziemlich niedrig. Obwohl noch vor unserer Abreise große Umgestaltungen vorgenommen, Plafonds erhöht, Wände weggerissen wurden, so blieb das Ganze doch wenig versprechend. Ebenmaß und Großartigkeit der Verhältnisse waren nicht mehr herzustellen.

In Mexico versteht man es gar wenig, das Material zu benützen, welches das Land in so reichem Maße bietet und wodurch sich Pracht und Solidität in seltenem Grade vereinigen ließen. Der schönste Porphyr bildet die Felsenwände der dortigen Berge, die kostbarsten und besten Holzgattungen modern in den Wäldern. Davon ist an den Privatbauten und Einrichtungen beinahe nirgends eine Spur zu sehen.

Ueberall werden die banalsten europäischen Erzeugnisse benützt, Möbel und Stoffe mit schwerem Gelde über das Meer geschafft. Parquette sind in Mexico ganz unbekannt; große glacirte Ziegel bilden den Fußboden, sind aber beinahe überall mit Teppichen belegt. Die Wohnung der Kaiserin glich denn auch vollkommen dem Appartement eines europäischen Gasthauses. Hübscher war ihr dunkelblau geschmücktes Schlafzimmer und dort bewunderten wir aufrichtig das Geschenk der Damen Mexico's: einen silbernen Toilettetisch, der in allen Details sehr hübsch und kunstvoll gearbeitet war.

Das Kaiserpaar zeigte sich mit allem zufrieden, die Kaiserin war über alles entzückt. Viel weniger schien dies bei ihrer Begleitung der Fall. Die braven Diener des Kaisers, welche in Mailand und Miramar ihre Stelle vortrefflich ausgefüllt und auch auf der Reise eine große Aufopferung bewiesen hatten, waren hilf- und rathlos in den neuen Verhältnissen. Sie fanden nichts vor, wußten sich nichts zu verschaffen und doch wurde gleich

mit Festlichkeiten begonnen. Niemand stand an der Spitze, der wohlwollend und sachverständig geordnet und geleitet hätte; nichts war geregelt, der Lohn der Leute der großen Theuerung im Lande nicht angemessen. Einige von ihnen, die mit Weib und Kind über das Meer gekommen waren, wußten nicht, woher sie nur das Allernöthigste für dieselben beischaffen sollten. Blaß und verstört lief alles durch einander, in dumpfer Verzweiflung, manche wollten gleich nach Europa zurück. Dabei benützten einige Mexicaner, die im Palacio bedienstet waren, die gänzliche Rathlosigkeit der armen Leute, um sie zu übervortheilen und so war die Stimmung eine sehr düstere. Aber auch höher hinan stieg die Unzufriedenheit. Officiere, die den österreichischen Dienst mit dem mexicanischen vertauscht hatten und sogleich goldene Berge erwarteten, fühlten sich anfangs außerordentlich enttäuscht und statt mit Interesse Land und Leute zu beobachten und im neuen Leben sich den neuen Verhältnissen anzuschließen, beklagten sie nur die Entbehrung ihrer alten Gewohnheiten und überließen sich der hypochondrischsten Laune. Zum Glück blieb die Mehrzahl meiner Reisegefährten von dieser Auffassung frei und nachdem die ersteren nur nach und nach sich mit der neuen Existenz vertraut machten, begannen wir sogleich alles Neue und Interessante hervorzusuchen und die Zeit unseres Aufenthaltes in der neuen Welt nach Möglichkeit zu benützen.

Vor allem galt es, die Stadt Mexico selbst zu besichtigen, in welcher leider beinahe keine Spur aztekischen Lebens mehr geblieben ist. Tenochtitlan wurde von den Conquistadores gänzlich zerstört und die Stadt Mexico an ihrer Stelle 1524 von Cortez neu gegründet. Ihr Umfang beträgt sechs Leguas; sie ist außerordentlich regelmäßig gebaut, die Straßen sind sehr breit, oft 6—9000 Fuß lang, die Plätze sind sehr groß und überall erblickt man die Berge, welche die Hochebene umschließen, klar und hell. Die Häuser sind nie über zwei Stockwerke hoch, haben keine Dächer und sind meistens von einer merkwürdig nüchternen Architektur. Nur die kleinen Balcone an den tiefgehenden Fenstern unterbrechen die Flächen der Mauern. Einige Häuser, so das jetzige Hôtel d'Iturbide, einst das Wohnhaus dieses Generals, des nachmaligen Kaisers Augustin I., sind sehr überladen mit Säulen und Stuccaturarbeit. Alle haben niedere, gedrückte Proportionen. Die Stadt hat Kirchen und Klöster in großer Menge, sie zählt fünfzehn Pfarrkirchen; von den Klöstern sind viele aufgehoben, viele in Ruinen.

Die Kathedrale, welche sich auf einer mit Ketten und Alleen umgebenen Estrade erhebt, ist schön und großartig im dorischen Styl aus großen Porphyrquadern erbaut. Zu jeder Seite der Façade erhebt sich ein 118 Fuß hoher, in drei Etagen gebauter und mit einer Kuppel geschlossener Thurm; Balustraden, mit Statuen

geziert, umlaufen dieselben. Drei Portale an der Hauptfaçade führen in das Innere der Kirche, das aus fünf hoch und kühn gewölbten Schiffen besteht, die durch schöne dorische Pfeiler gestützt sind. Der Hochaltar steht frei in der Mitte des Hauptschiffes und ragt bis zur Decke des Domes hinan. Die großartige Wirkung des Ganzen wird aber gar sehr durch die Ueberladung gestört, welche bei der Ausschmückung der Kirche vorherrscht. Die Seitenschiffe sind so sehr durch kleine Kapellen verbaut, durch Seitenwände unterbrochen, daß sich der Blick in dem Labyrinthe nicht zurecht finden kann. Hier wie in allen mexicanischen Kirchen spielt die Holzsculptur eine große Rolle. In mehr als Lebensgröße stehen bemalte Holzfiguren, welche Christus, die Mutter Gottes, die Heiligen darstellen, in Nischen und an den Altären, und obgleich Manche sehr ausdrucksvoll und gut gearbeitet sind, so machen sie doch einen äußerst unschönen und störenden Eindruck.

An der westlichen Außenmauer der Kathedrale ist ein großer, sehr merkwürdig gearbeiteter Kalenderstein der Azteken eingemauert, der den Astronomen beweist, wie sehr die Azteken wissenschaftlich gebildet waren und wie wenig sie in dieser und manch' anderer Beziehung von den Europäern zu lernen hatten. An die östliche Seite der Kathedrale ist die Pfarrkirche des Sprengels, „El Sagrario“ gelehnt, die aus einem röthlichen Stein

im Renaissancestyl gebaut und mit Sculpturen und Verzierungen überladen ist.

Von den Klöstern war das von San Francisco hochberühmt durch seine Größe und seinen Reichthum, so wie durch die Pracht seiner Portale. Es enthält sieben große Kapellen. Als ich nach Mexico kam, lag es völlig in Schutt und Trümmern; man war eben mit der Demolirung desselben beschäftigt. Großes Interesse bietet das Museum und der Custos desselben: Don Ramirez, der bedeutendste mexicanische Gelehrte, führte uns in dasselbe ein und erklärte uns die wichtigsten Einzelheiten, wie auch vieles über die aztekische und voraztekische Zeit.

Die aztekischen Alterthümer haben eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den altägyptischen Ueberresten, welche sich in allen Museen unserer Hauptstädte vorfinden. Viele Basreliefs enthalten Scenen aus dem Leben und den Thaten der Könige und Manches dient den Gelehrten zum Aufschluß über die bisher noch in tiefe Dunkelheit gehüllte, alte Geschichte des Landes.

Die Azteken, welche sich sowohl einer Hieroglyphenschrift, als auch gewisser Zeichen bedienten, die Laute und Worte bedeuteten, hatten viel Wichtiges auf Papier geschrieben, das sie aus Magueyenblättern verfertigten, und diese Schriften in Bibliotheken vereinigt.

Der erste Erzbischof von Mexico, dem übrigens der Ruhm bleibt, die Indianer warm vor der Habgier der

Colonisten geschützt zu haben, ging in seinem Feuereifer, den Götzendienst im Lande auszurotten, so weit, daß er alle Schriften der Azteken sammeln ließ und sie auf dem Hauptplatze von Mexico verbrannte, eine Maßregel, die nicht genug bedauert werden kann. Gewiß ist es, daß Wissenschaften und Künste in hohem Grade in dem Lande blühten, und daß außer dem furchtbaren Götzendienste, der aus den blutigsten Opfern bestand, viele weise und edle Gesetze herrschten.

Die Stadt Tescuco, am anderen Ende des Sees, der Tenochtitlan bespülte, war das Athen der neuen Welt. — Hierher wurden aus dem ganzen Anahuac die reichen Söhne gesendet, um an dem Born der Gelehrsamkeit zu trinken. Hier wurden Poesie, Geschichte, Astronomie und Philosophie gelehrt. Hundert Jahre vor der Eroberung herrschte in Tescuco König Nezahualcoyatl, der den Thron seiner Väter wieder gewann und Tescuco zu einem Musensitz stempelte. Tage wurden bestimmt, an welchen Dichter, Schriftsteller und Gelehrte sich versammelten, vor einem Areopag von Sachverständigen ihre Werke vortrugen und mit Preisen belohnt wurden. Auch jene Männer, welche den Unterricht der Jugend leiteten, wurden dort geprüft und zur Rechenschaft gezogen. Nezahualcoyatl selbst war Dichter, und einige seiner Oden, Maximen und philosophischen Grundsätze sind noch der Nachwelt bewahrt und beweisen den edlen Sinn des Königs, der in seinem

Leben und Wirken manche Aehnlichkeit mit Harun al Raschid zeigt.

Wenn dem Kaiser Maximilian Ruhe und Zeit gegönnt wird, Nachforschungen und Ausgrabungen vornehmen zu lassen, so wird gewiß noch Vieles an's Licht befördert werden. Gleichwie bei Herculanum und Pompeji, birgt der vulcanische Boden Mexico's noch viele Ueberreste der alten Zeit und die Ruinen, die man kennt, zeigen eine Pracht und Großartigkeit, wie wenig andere in der Welt.

Unbekannt ist es noch, welche die Werkzeuge waren, deren sich die Stämme jenes Landes bedienten, um den Stein zu bearbeiten. Eisen war ihnen ganz fremd; man glaubt, daß sie die Bronze benutzten. Ebenso wußten sie die harte, aber glasartige vulcanische Substanz, den Obsidian, zu scharfer Klinge zu schneiden. Ihre Minen lieferten ihnen Blei, Zinn, Silber, Gold und Kupfer. Die werthvollen Metalle wußten sie mit großem Geschick zu Schmuckgegenständen und Trinkgefäßen zu verarbeiten und mit Edelsteinen und Email zu besetzen.

Sehr merkwürdig war auch ihre Kunstfertigkeit, mit den glänzenden Federn der Vögel des Landes Stoffe in mannigfaltiger Zeichnung zu durchweben und zur Kleidung der Reichen, sowie zum Schmucke der Paläste und Tempel zu verwenden. Der aztekische Häuptling trug solch' einen Mantel über den goldenen Küraß, wenn er seine Krieger zur Schlacht führte.

Auch die sehr interessante Academia de San Carlos wurde als eine Schule für Mathematik, Architectur, Malerei, Sculptur und Kupferstecherkunst von den Spaniern gegründet und erfreute sich eines hohen Aufschwunges. Die trostlosen Verhältnisse des letzten halben Jahrhunderts haben diese wie jede geistige und materielle Blüthe gänzlicher Vernachlässigung anheim gegeben. Dennoch bieten die Säle den Anblick manch' schönen Bildes der spanischen Schule und wenn die Namen Murillo, Velasquez ꝛc. auch nicht mit voller Berechtigung unter den Bildern prangen, so sind doch jedenfalls sehr schätzenswerthe Copien vorhanden. Auch in den Leistungen mexicanischer Kräfte offenbart sich ein unverkennbares Talent, das weniger schöpferischen Geist als die Gabe verräth, das Gesehene richtig aufzufassen und getreu wieder zu geben.

El colegio de Mineria ist beinahe das schönste öffentliche Gebäude Mexico's, aus grünem Porphyr, in edlen und schönen Verhältnissen und mit würdiger Ornamentik errichtet.

Mexico besitzt vier bis fünf Theater, wovon zwei zu den hübschesten gehören, die ich je gesehen habe; sie sind groß, sehr akustisch gebaut, die geräumigen offenen Logen werden von zierlichen Säulen getragen und auf weißem Grunde winden sich leicht geschnitzte und vergoldete Blumenguirlanden; die Beleuchtung ist sehr glänzend und die Gewohnheit der Mexicanerinnen, nur

im größten Putz das Theater zu besuchen, gewährt einen sehr schönen und festlichen Anblick.

Für das auch in Mexico sehr populäre Vergnügen der Stierkämpfe ist ein Circus außerhalb der Stadt, am Paseo de Bucareli, der Lieblingspromenade der Mexicaner, erbaut. Ich konnte mich nicht entschließen, diesem barbarischen Vergnügen zuzusehen, bei welchem Stiere und Pferde eine so erbärmliche Rolle spielen sollen, daß es von einem kühnen Kampfe zu einer widrigen Schlächterei herabgesunken ist.

Sehr großartig sind die Wasserleitungen, welche, von den Spaniern erbaut, der Stadt von zwei Seiten gutes Trinkwasser aus dem Gebirge zuführen. Diese Aquäducte entbehren leider längst der Reparatur und überall sieht man zwischen den geborstenen Bögen das Wasser durchsickern. Es mündet in zwei Fontainen, bei denen eine große Anzahl Männer beschäftigt ist, das Wasser in thönerne Krüge zu füllen. Diese „Aguadores" sind sehr charakteristische Erscheinungen mit ihrer Bürde, die sie an Riemen befestigt auf dem Rücken und an der Brust tragen. Sie wandern von Haus zu Haus, laut ihr „Agua" schreiend. Ueberall hereingerufen, schütten sie das Wasser in die großen steinernen Filtrirtrichter, die in allen Häusern angebracht sind. Dieses Wasser ist rein und gesund, wird aber nur durch die Beimischung von zerhacktem Eis kalt und labend. Der Popocatepetl liefert das Eis für ganz

Mexico; nur nach Veracruz und den Küstenstädten wird es in großen Ladungen zu Schiff von Nordamerica gebracht. Die Consumtion davon ist ziemlich groß, denn überall, selbst in den einsamsten Stationen, wird dem Reisenden in blechernen Gefäßen eine Art Gefrorenes oder kalter Limonade geboten, was in der tierra caliente eine große Wohlthat ist.

Die beliebteste Promenade der Stadt ist die Alameda, ein schattiger, nicht sehr großer, verwahrloster Garten mit Ruheplätzen und Springbrunnen. Hierher begeben sich die Damen Mexico's zu Fuß, wenn sie des Morgens aus der Kirche kommen. Schwarz gekleidet und mit der Mantilla gehen sie hier langsam auf und ab oder sitzen plaudernd auf den steinernen Bänken. Eine französische Militärmusik spielte mehrmals in der Woche von acht bis zehn Uhr Morgens, und obwohl ihre Leistung nicht eben künstlerisch war, versammelte sie doch viele Menschen aus allen Ständen. Mexicaner und Franzosen fanden sich zu Fuß ein, oder, von ihren Spazierritten zurückgekehrt, umstanden sie zu Pferd in langen Reihen die Alameda, deren innere Wege nur den Fußgängern vorbehalten sind. Auch Damen betheiligen sich häufig an diesen Morgenritten und sind kühne und passionirte Amazonen.

Die Hauptstraße Mexico's, die Calle de los Plateros, die in ihrem ferneren Verlaufe Calle de San Francisco heißt, führt zur Alameda und an ihr vor-

bei gelangt man zum Paseo de Bucareli, dem Ziel der Spazierfahrten der Mexicaner. Hier steht eine schöne Reiterstatue Carl's des Vierten, ein Werk des Professors Tolsa. Diese Statue wurde ursprünglich auf der Plaza Mayor errichtet, aber hierher versetzt, um auf jener Stelle der Unabhängigkeit Mexico's ein Denkmal zu setzen, was aber bisher unterblieben ist.

Der Paseo ist eine lange Allee, die aus vier Reihen häßlicher, verkrüppelter, pappelartiger Bäume besteht; zu beiden Seiten sind Fuß- und Reitwege angelegt, der Weg selbst ist sehr schlecht erhalten, holperig und uneben. Auf zwei Rundplätzen sind Springbrunnen mit unschönen Statuen angebracht. Rechts und links erstrecken sich sumpfige Wiesen, auf welchen Vieh weidet, und die mehrmals durch üppige Alleen unterbrochen sind. Die Eine führt nach dem auf einem Porphyrhügel gebauten, das weite Thal beherrschenden Schlosse Chapultepec. Eine künstlerisch schaffende und ordnende Hand könnte aus dieser jetzt ziemlich unschönen Promenade eine Anlage bilden, welche alle gepriesenen Thiergärten, Parks, Bois, unserer Hauptstädte weit hinter sich lassen würde, indem der fruchtbare, durch Abzugscanäle leicht von dem Uebermaß an Feuchtigkeit zu befreiende Boden völlig geeignet wäre, die reizendsten und mannigfaltigsten Gewächse hervorzubringen und ein großartiges Bild der Pracht mexicanischer Pflanzenwelt zu bieten.

Die herrlichsten Berge erheben sich im Hintergrund; hier liegt von schönen Bäumen umgeben das ehemalige Kloster La Piedad; dort lehnt an den Hügeln die kleine Stadt Tacubaya mit den reizenden Villen der reichen Mexicaner, nahe daran erblickt man, von hohen Bergen überragt, Chapultepec über den Gipfeln jener herrlichen berühmten Bäume, die sich schon mächtig zum Himmel erhoben, als Montezuma in ihrem Schatten wandelte. Im Osten liegt die Stadt Mexico; die Abendsonne beleuchtet ihre Kuppeln und von den Thürmen tönen die Abendglocken, die zum Ave Maria rufen; im Süden glänzt der See von Tescuco und über ihn ragen die Vulcane mit ihren blendend weißen Häuptern mächtig hinan.

In langen Wagenreihen begeben sich die Mexicaner gegen sechs Uhr Nachmittags nach dem Paseo. In geschlossenen Kaleschen sitzen die Damen in Abendtoilette, mit bloßen Schultern und Blumen im Haar. Die Equipagen lassen sehr vieles zu wünschen übrig. Oft zieht ein großes Maulthier an der Seite eines kleinen Pferdes den alten, geschmacklos gebauten, häßlichen Wagen, und da Pferde überhaupt selten eingespannt werden, so sind sie in dieser Verwendung meist widerspenstig, während sie als Reitpferde an Dauerhaftigkeit und Intelligenz alles übertreffen, was man gewöhnlich von diesen edlen und nützlichen Thieren erwartet.

Die Herren erscheinen hier meistens zu Pferd und sind da immer im Nationalcostume, während sie im Hause oder zu Fuß auf der Gasse die gewöhnliche französische Kleidung tragen. Der große lichte Sombrero, der Hut mit steifer breiter Krempe, welcher die Schultern überragt, mit Goldschnüren verziert, die dunkle Jacke mit den vielen kleinen Silberknöpfen, die reich in Gold und Silber gestickten Zapateros, welche über das gewöhnliche Beinkleid gezogen, von unten nur über das Knie reichen und mit einem Gurte um den Leib gehalten werden, sind sehr kleidsam, und nicht minder geschmückt wie der Reiter, ist sein kleines gedrungenes Pferd.

Der Sattel ist reich in Gold oder Silber gestickt, der große Sattelknopf und die Rücklehne sind mit Silber beschlagen, ebenso verziert sind Mundstück und Kopfzeug; die Zügel bestehen aus einer bunten seidenen Schnur, die großen Radsporen sind aus Silber. Der Junggeselle trägt die Schleife seiner „Novia“ am Stirnband des Pferdes. Hinter der Sattellehne ist stets der bunte Sarape geschnallt und hinter demselben fällt von beiden Seiten ein Bocksfell tief herab und dient den Pistolen zum Schutz. Auch der Lasso hängt am Sattel. So reitet der Mexicaner nach dem Paseo, so macht er die Reisen durch das weite Land. Von Hacienda zu Hacienda, von Ort zu Ort, wird die fernste Strecke zurückgelegt, überall findet er für sich und sein Pferd die gastfreundlichste Aufnahme, nirgends wird

für die Verköstigung von beiden eine Bezahlung angenommen.

Das ganze Leben der Mexicaner trägt den Stempel eines dolce far niente; nie sieht man sie geschäftig durch die Straßen eilen, nie ist ihre Zeit in Anspruch genommen. Sie stehen früh auf, die Damen gehen tief verschleiert in die Kirche, die Herren beginnen ihren Morgenritt. Nach dem Spaziergange auf der Alameda zieht sich alles in die Häuser zurück; gewöhnlich wird dann ein Bad genommen, wozu sowohl gut und reinlich organisirte öffentliche Bäder in allen Straßen der Stadt, als auch Badezimmer in allen Privatwohnungen dienen.

Oft sieht man die Mexicanerinnen, das reiche Haar aufgelöst, das mantelartig ihre Schultern umwallt und beinahe bis zu den Füßen reicht, auf den Terrassen des Hauses auf- und nieder gehen, um es trocknen zu lassen. Dieses tägliche Waschen der Haare, hat den Nachtheil, daß dieselben an Feinheit und Gleichheit der Farbe einbüßen. Die armdicken Zöpfe, welche den kleinen Kopf der Mexicanerinnen zieren und die vom dunkelsten Schwarz sind, bekommen an den Enden eine röthliche Färbung.

Mit der Vollendung der Toilette vergeht langsam die Zeit: sind Kinder im Hause, so wird ihrem Spiel zugesehen, doch auch diese sind sanft und ruhig wie die Eltern. Nie sah ich so wohlerzogene Kinder wie in Mexico; kein Lärmen, kein Streiten ist vernehmbar.

Die kleinen Wesen scheinen sehr frühreif, entwickeln sich sehr schnell, sind meistens äußerst zart. Es ist schrecklich, wie viele Kinder, selbst in den reichen Familien, die ihnen alle Pflege angedeihen lassen könnten, zu Grunde gehen. Und es ist kein Wunder, wenn man die Art sieht, wie sie aufgezogen werden. Die Frauen sind meistens äußerst schwächlich, nichts in ihrer Lebensart könnte sie stärken und kräftigen. Sie heiraten mit vierzehn, fünfzehn Jahren; der Kindersegen ist sehr groß; fünfzehn, achtzehn Geburten von einer Mutter sind nichts seltenes. Die Kinder kommen daher äußerst schwächlich zur Welt, werden von den sehr zärtlichen Müttern meistens selbst genährt und schon vom frühesten Alter an wie die Puppen behandelt. Früh Morgens, wenn die Sonne eben erst aufgegangen ist und keineswegs noch die empfindliche Kühle der Nacht verscheuchte, die besonders im Schatten sehr fühlbar ist, sah ich schon die kleinsten Wesen zierlich gekleidet, mit nackten Aermchen und Hals nach der Alameda tragen. Sie sind völlig jungen Indianermädchen anvertraut, und selbst in den reichsten Häusern ist es nicht Sitte, sie der Pflege erfahrener Frauen zu übergeben. Im zartesten Alter nimmt sie die Mutter mit zur Paseofahrt, die erst um sechs Uhr unternommen wird und bei welcher ich nie den Mantel entbehren konnte, da die Kühle bei Sonnenuntergang sehr empfindlich ist; gleichwohl saßen die Kleinen halb nackt an den offenen Wagenfenstern

und die unvernünftige Liebe der Eltern opferte schon da, gedanken- und bewußtlos, die Gesundheit ihrer Kinder der Eitelkeit.

Wenn sie heranwachsen, besuchen sie während mehrerer Stunden des Tages Schulen und Pensionate. Ich besichtigte eine solche Schule und sprach mit der Vorsteherin derselben, einer französischen Klosterfrau, die mit mehreren Ordensgenossinnen den Unterricht der Mädchen leitete. Sie versicherte mir, sie hätte nie so gelehrige, folgsame, gut geartete Kinder gesehen wie hier. „Chez nous ce sont de petits diables, mais ici, ce sont de petits anges", sagte sie. Aber schon in so jungen Jahren fehlt eine gewisse Offenheit, ein wahrhaft kindliches, rückhaltsloses Wesen. Die Intelligenz, die sehr früh erwacht und bei Kindern von zwei bis drei Jahren oft schon staunenswerth ist, erreicht schnell eine gewisse Höhe, aber dann bleibt sie in der Stagnation. „A douze ans, ils n'avancent plus", sagte die Klosterfrau, eine prächtige, rührige, energische Frau mit einem männlichen Wesen und einem warmen, menschenfreundlichen Herzen.

Mit acht, neun Jahren sitzen die armen Kinder, die Köpfchen mit künstlichen Blumen geschmückt, mit dem Schlaf kämpfend in der Oper, die bis Mitternacht dauert. Viele sterben sehr jung, die andern, vorzüglich die Frauen, führen das Leben einer Treibhauspflanze.

Zwischen zwölf und ein Uhr wird ein zweites Frühstück eingenommen, das meistens aus Nationalspeisen besteht. Bei Arm und Reich spielen die Tortilla's und Frijoles eine große Rolle. Erstere sind ein aus geriebenem Mais verfertigtes Backwerk in der Form einer dünnen Scheibe, tellergroß, weich und geschmacklos. Dieses vertritt bei der unteren Classe die Stelle des Brodes; leicht gerollt wird es von dieser auch als Löffel benützt. Frijoles sind kleine schwarze Bohnen, die besonders in der Gegend von Veracruz sehr gut gedeihen, lange gekocht die Farbe von Chocolade annehmen und eine gute und schmackhafte Nahrung bieten. Ragout von Truthühnern (guajolote) mit Chile, einer Art Pfeffer und Tomaten, Paradeisäpfeln, bereitet, ist eine Lieblingsspeise. Mit Maismehl gemischt und in Maisblätter gewickelt, in Dunst gekocht, bildet es die beste Speise des Landes, die Tamales. Im Ganzen ist die Kochweise Mexico's eine unserem Gaumen und unserem Magen wenig zusagende. Schweinfett wird bei allen Speisen, auch den süßen, in großer Menge verwendet. Eine gute Suppe ist eine beinahe unbekannte Sache. Der Caffee, welcher in vorzüglicher Sorte wächst, wird so schlecht bereitet, daß er beinahe ungenießbar ist, hingegen ist die Chocolade, stark mit Zimmt versetzt, sehr gut und wird viel getrunken.

Die Nachmittagsstunden vergehen im Empfang und der Erwiederung von Besuchen; nie sah ich ein anderes

Buch in der Hand einer Dame, als das Gebetbuch, nie eine Arbeit. Briefe schreiben sie meist mit ungeübter Hand. Die Ignoranz ist eine völlige, sie haben auch nicht den geringsten Begriff von Geographie und Geschichte. In Europa gibt es für sie nur Spanien, woher sie stammen, Rom, wo der Papst herrscht, und Paris, woher ihre Kleider kommen. Von anderen Ländern, anderen Nationen haben sie keine Ahnung und sie konnten es nicht begreifen, daß Französisch nicht unsere Landessprache sei. Sie selbst haben auch von dieser Sprache nur schwache Notionen; blos seit dem Einmarsch der Franzosen haben sie darin einige Fortschritte gemacht.

In sehr vielen Häusern gibt es kein eigentliches Mittagsmahl; man läßt sich eine Chocolade oder eine Speise bereiten, lebt überhaupt äußerst mäßig. Wein oder Bier wird sehr wenig getrunken, doch fehlt der Pulque auch nicht auf den Tischen der Reichen. Wenn diese Gäste laden, so nimmt die Reihe der Speisen kein Ende. In den Familien, wo regelmäßige Mahlzeiten gehalten werden, sind immer mehr Plätze am Tische, als Hausgenossen, denn immer findet sich ein Verwandter, ein Freund, der auch ungeladen daran Theil nimmt und mit dem herzlichsten Wohlwollen empfangen wird. Nach der Paseostunde fährt man in's Theater, wenn eben Oper ist; gewöhnlich bleibt die Familie zusammen, einige vertraute Freunde kommen, man spielt Karten, macht Musik, plaudert. Die Mexicanerinnen haben viele

Freude an der Musik und viel Talent dazu, sie spielen oft sehr hübsch Clavier und besitzen auch wohlklingende Stimmen. Wenn die Jugend zusammen kömmt, wird getanzt, und solch' anspruchslose Vergnügungen nennt man Tertulia's.

Das Familienleben ist ein sehr inniges, das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern und zwischen Geschwistern ein sehr zärtliches.

In Mexico herrscht die sonderbare Sitte, daß die Mädchen bei ihrer Verheiratung nicht in das Haus ihres Mannes ziehen, sondern daß sehr oft der Mann ein Hausgenosse der Familie seiner Frau wird. So bildet sich ein großer Kreis um das Elternpaar; Töchter, Schwiegersöhne, Enkel, Schwäger und Schwägerinnen, Vettern und Basen bewohnen oft ein verhältnißmäßig kleines Haus, leben von der Großmuth des Familienhauptes und zollen ihm auch viel Ehrfurcht. Selten treten sie aus diesem Kreise und selbst dann nur in einen ganz ähnlichen; die Ideen bleiben äußerst eng, das Interesse dreht sich beinahe ausschließlich um die Ereignisse des Familienlebens. Worin man aber den Frauen Mexico's im Großen und Allgemeinen unendlich Unrecht thut, das ist in Bezug auf ihre Moralität. Schon das Bollwerk der Verwandten, das gewöhnlich eine junge Frau umgibt, setzt sie weniger den Gefahren aus; doch fand ich sie beinahe überall zurückhaltend und vorzüglich der Anmaßung der Fremden gegenüber streng und beinahe

prüde. Die Ehen sind innig und glücklich; überall sieht man die Eheleute mit einander; der Gatte überhäuft seine Frau mit Geschenken, was als Beweis von Liebe sehr hoch gehalten wird. Nichts spricht so sehr für die Tugend der mexicanischen Frauen, als die große Unzufriedenheit der Franzosen. Als ich einst einen jungen Pariser, welchen man zur Strafe für großen Geldaufwand nach Mexico geschickt hatte, frug, warum man denn glaube, daß die Herren in Mexico weniger Geld ausgeben würden, als daheim, antwortete er mir: „à Paris on ne se ruine que pour les femmes, et à Mexico elles n'éxistent pas pour nous.“ Daß es Ausnahmen gibt, will ich nicht bestreiten, doch begegnet man diesen mit großer Mißachtung. Vor den Franzosen herrscht auch in dieser Beziehung großes Mißtrauen, man fürchtet ihre Prahlerei, selbst bei den geringsten Anläßen.

Viel freiere Gewohnheiten gelten bei den Mädchen; ihnen wird Putzsucht, Eitelkeit, Coquetterie in weit höherem Maße gestattet; sie sind von Bewerbern umgeben, mit welchen sie unbeengt verkehren und allerlei kleine Liebesintriguen anspinnen, bei welchen es an Rendezvous und geheimen Correspondenzen nicht fehlt. Ein junger Mann, welcher während längerer Zeit ein Mädchen auszeichnet, gilt als ihr „Novio“, doch ist dieser noch nicht ihr Bräutigam; nur gewinnt er das Recht, sie bei Spazierritten zu begleiten, auf dem Paseo, wo sich die

Wagen oft in langer Reihe aufstellen, um die Menge an sich vorüber fahren und reiten zu sehen, den Platz an ihrer Seite einzunehmen, im Theater in ihrer Loge zu sitzen, sie zu beschützen und zu geleiten, wo es eben Noth thut. Keiner wird es verargt, wenn sie an mehrere Novio's ihre kleinen Gunstbezeigungen vertheilt und sie bald durch Freundlichkeit anzieht, bald durch Kälte zurückstößt. Der Mexicaner beweist auch darin viel Geduld, Jahre lang dauern oft seine Bewerbungen, Jahre lang die Unentschlossenheit der „Novia". Wenn sie ihn am Ende doch erhört und zum Gatten erwählt, so ist er überglücklich.

Auch den Huldigungen der Franzosen liehen die Mädchen ein weit freundlicheres Ohr, als es den besorgten Müttern lieb war, und es kam zu manchem Auftritt in den Familien, ja selbst zu Zweikämpfen zwischen den Brüdern der Mädchen und den unbescheidenen Eindringlingen. Die Franzosen haben diese in ihrer Heimat ihnen so fremde Art des Verkehres mit Mädchen aus achtbaren Familien nach dem spanischen Hauptwort „novio" — novioter genannt: le capitaine un tel noviotte Mademoiselle Lupita où Concha — ist eine dort gebräuchliche Redeweise.

Ueber die Schönheit mexicanischer Frauen hörte ich viel streiten; im Ganzen genießen sie diese Reputation und verdienen sie jedenfalls für die Pracht ihrer Haare und Zähne, den tiefen Glanz ihrer großen, schwar-

zen, melancholischen Augen, die wunderbare Kleinheit ihrer Hände und Füße. Ich sah Frauen mit solcher Feinheit der Züge, mit solcher Anmuth und Grazie der Gestalt, mit einem so edlen, einfachen, ungezwungenen Benehmen, daß mich ihr Anblick stets mit Bewunderung erfüllte.

Fausta Aregunaga, die Tochter aus der in Yucatan reich begüterten Familie der Gutierez, war es vor Allen, deren feenhafte Erscheinung für mich ein wahrer Augentrost war. Nie sah ich die vollkommenste Schönheit mit so großer Lieblichkeit vereint, und wenn ich an alle Herrlichkeiten jener Länder denke, die oft eine stille Sehnsucht in mir erwecken, dann taucht jene Huldgestalt in meiner Erinnerung auf und der feuchte Blick ihrer Augen, das Lächeln ihrer zarten Lippen beleben das Bild und verleihen ihm den höchsten Zauber.

Die Jugendblüte dauert nur kurze Zeit und im reiferen Alter werden die Frauen meistens sehr stark; auch zeigt sich dann oft ein dunkler Flaum auf der Oberlippe und manche Dame erfreut sich eines ziemlich stattlichen Schnurrbärtchens.

Auch die Männer sind klein und zart, doch wohlgestaltet, ihre Hände und Füße sind ebenfalls auffallend klein und als wir Sombreros kaufen wollten, bemerkten wir, daß wir Europäerinnen für die Hüte der Mexicaner zu große Köpfe haben.

Von ihrem sanften, feinen, stets rückhaltenden, mißtrauischen und vorsichtigen Wesen habe ich schon früher gesprochen. Ich selbst habe von den Bewohnern Mexico's nur Freundlichkeit erfahren, sie in ihren Familien und als Gastfreunde, daher von ihrer besten Seite kennen gelernt. Beinahe wird es mir schwer, mit in das große Horn ihrer Verdammung zu stoßen. So viel ist aber gewiß, daß sie selbst im Urtheil über ihre Landsleute sich der härtesten Beschuldigungen bedienen. Keiner traut dem Anderen, Jeder wird von dem Dritten als Räuber und Verräther bezeichnet.

„Chez nous, rien n'est organisé, que le vol!“ sagte mir ein äußerst liebenswürdiger Mexicaner, der viel im Auslande gelebt hatte und uns in den ersten Tagen unserer Anwesenheit als Cicerone diente, bis ihn eine diplomatische Mission nach Europa führte. Leider hatte er damals nur zu sehr recht, denn gestohlen ward überall und nicht blos vom Straßenräuber, der die Dilingence plünderte oder die Haciendas überfiel. Der Präsident der Republik gab meistens das Beispiel. Nur für drei Jahre erwählt, gewöhnlich viel früher durch das Pronunciamento eines Rivalen verjagt, benützte er die kurze Zeit seiner Macht, um seinen Säckel zu füllen, seinen Verwandten zu hohen Aemtern zu verhelfen und ihnen dadurch zu gleichem Zweck Gelegenheit zu bieten; so ging es hinab bis zu den niedersten Stellen. Industrielle Menschen benützten klug die Ver-

legenheiten der Regierung, um Concessionen zu allerlei Unternehmungen unter den — für das allgemeine Wohl — aller unvortheilhaftesten Bedingungen zu erhalten. Auf solche Weise wurde mancher in kürzester Zeit zum Crösus. Geldgier ist überhaupt ein großer Fehler der Mexicaner und wenn sie einerseits äußerst freigebig, ja auch verschwenderisch sind, so erweisen sie sich in der Art des Gelderwerbes nicht immer wählerisch.

Trägheit liegt in ihrer Natur und in ihren Gewohnheiten. Als Kaiser Maximilian die erste Hand legte an das Riesenwerk der Reorganisation des Staates und sich im Lande nach tüchtigen Kräften umsah, die seiner rastlosen Thätigkeit zu Hülfe kommen sollten, hatte keiner von jenen, die dem Ruf des Kaisers folgten, einen Begriff von wahrer und opferwilliger Anstrengung. An Betheuerungen fehlte es nicht; der Mexicaner verspricht immer, aber das Wort einzulösen scheint ihm keine Nothwendigkeit. Unverläßlichkeit in kleinen und großen Dingen ist leider ein Grundzug seines Charakters, dabei ist er weichlich und die Begriffe strenger Ehrenhaftigkeit sind für ihn längst verloren gegangen. Wenn ich die Mexicaner über ihre Nation das Urtheil fällen hörte, stieg mir die Schamröthe in's Gesicht; diese Selbstbeschimpfung war mir überaus peinlich.

Mäßigkeit ist wohl eine Haupttugend der Mexicaner; sie führen meistens ein sehr geregeltes Leben und nur die Liebe zum Spiele verleitet sie zu großen

Ausschreitungen. Es gab Familienväter, die in wenigen Tagen Millionen, Haus und Hof verspielten. Schon in den letzten Jahren war das Hazardspiel streng verboten und ich glaube nicht, daß Kaiser Maximilian Lust hätte, dieses Verbot aufzuheben. Das Spiel wird daher nicht mehr so großartig und an öffentlichen Orten betrieben wie sonst; in Privatkreisen aber wird dieser Leidenschaft noch vielfach gefröhnt. Eine Hauptbelustigung der Mexicaner besteht auch im Kegelschieben, welches sie „Bolichi" nennen. An Sonntagen versammeln sich die Freunde dieses Spiels in den Landhäusern, wo Kegelbahnen errichtet sind, und auch hierbei wird hoch gewettet und werden oft große Summen verloren und gewonnen.

Die innere Bauart und Eintheilung der mexicanischen Häuser ist meistens sehr hübsch und bequem. Die beinahe immer außerordentlich steile Stiege führt in den breiten Gang, der den Hofraum umgibt und auf welchen alle Thüren münden. Er ist gewöhnlich mit hübsch geflochtenen Matten belegt, mit baumartigen Pflanzen und Blumen geschmückt, Bänke sind daselbst angebracht. Von dort gelangt man in das, bei reichen Familien stets mit Teppichen belegte und mit prunkvollen Möbeln ausgestattete Gesellschaftszimmer. Sonderbarer Weise sah ich in mehreren Häusern rechts und links vom Sopha, welches den vornehmsten Gast aufnehmen sollte, in augenfälliger Stellung und weit ent-

fernt von dem bescheidenen Winkel, in welchem ein derartiges Möbel bei uns kaum mehr geduldet wird, auf hölzerner Basis weißmarmorne Spucknäpfchen stehen. Möglich, daß dies noch aus der Zeit stammt, wo keine Frau ohne die Papiercigarre im Munde leben konnte. Diese Mode hat sehr abgenommen; das Cigarrenrauchen der Damen gehört nicht mehr zum guten Ton.

Vergoldungen sind sehr beliebt; vergoldete Tische, Kästchen und Spiegelrahmen gehören zum gesuchtesten Luxus. Die Schlaf- und Wohnzimmer der Familie entbehren oft sehr der Nettigkeit und Reinlichkeit, auch begnügt man sich für viele Menschen mit wenig Zimmern. Die Mutter und fünf, sechs Töchter schlafen in einem kleinen Gemach. Die sehr großen und breiten Betten sind beinahe immer von Eisen. Das Speisezimmer ist neben der Küche angebracht und mittelst einer Oeffnung in der Mauer und einer Vorrichtung werden Speisen und Teller durch unsichtbare Hände herein und hinaus befördert. Der Luxus an Leinenzeug ist ganz unbekannt. Leibwäsche lassen sich die reichen Mexicaner aus Paris kommen, Betttücher und Tischzeug sind aber beinahe immer aus Baumwolle und letzteres sah ich selbst an der Tafel der reichsten Leute in jammervollem Zustande.

Die Bedienung im Hause besteht meistens aus einer großen Zahl junger Indianermädchen, welche die häuslichen Arbeiten verrichten, im Nähen und Sticken

oft sehr geschickt sind. Die Behandlung derselben ist eine sehr freundliche, ja beinahe familiäre. Männliche Bedienung ist sehr gering; höchstens versieht ein Bedienter den Dienst bei Tische. Köche wohnen außer dem Hause und besorgen die Mahlzeiten mehrerer Familien. Alle Diener des Hauses nennen die Kinder desselben, auch wenn sie erwachsen und verheiratet sind, „niña“ oder „niño“ (Kleine, Kleiner) und mit diesem Namen werden die Vorübergehenden auch stets von den Bettlern angerufen. Die Sitte des „Shakehands“ erstreckt sich sehr weit, auf Fremde hoch und nieder und auch auf die Dienstboten. Unsere Herren waren nicht wenig erstaunt, als ihnen der Besitzer einer Rasir- und Frisirstube mit diesem freundschaftlichen Gruße bei ihrem Eintritt in dieselbe entgegenkam. Damen begrüßen sich stets mit einer Umarmung und klopfen sich dabei leise mit der Hand auf die Schulter, gleichzeitig werden mit größter Zungenfertigkeit Fragen und Antworten über das gegenseitige Befinden, über das der Eltern, Geschwister, Kinder &c. gestellt und gegeben. Auch wenn ein Herr und eine Dame sich auf der Gasse begegnen, wechseln sie im Vorübergehen derartige Redensarten. Die Höflichkeitsregeln werden mit der größten Gewissenhaftigkeit beachtet; namentlich die Mexicanerinnen sind sehr abhängig von strengen Schicklichkeitsformen. Außer des Morgens zur Messe geht keine Dame zu Fuß; Einkäufe persönlich und in den Läden

selbst zu besorgen, gilt für höchst unschicklich. Das unbedeutendste Thun und Lassen ist festgesetzt und wird controlirt. Daß wir in geschürzten Kleidern zu allen Tagesstunden durch die Straßen gingen, die Kaufläden und noch lieber die Buden der Indianer besuchten und sehr oft mit dem erhandelten Gegenstand in der Hand weiter gingen oder uns größere Einkäufe von einem Indianer nachtragen ließen, erregte bei unseren neuen Freunden oft wahres Entsetzen.

Und doch ist für den Europäer nichts interessanter in der Stadt Mexico, als das Leben auf der Gasse, vorzüglich des Morgens, wo das Treiben und die Bewegung sehr groß sind. Schaarenweise reiten die Mexicaner zu ihrer Morgenpromenade und dieses Reiten hat für uns etwas Geheimnißvolles, denn der Tritt der Pferde ist beinahe lautlos, da die Hufe gewöhnlich nicht beschlagen sind. Die Damen gehen schwarz gekleidet und dicht verschleiert in die Kirche. Dazwischen drängen sich die Indianer, halb nackt, mit langen Stangen, auf welchen sechs bis acht Papageien neben einander sitzen; andere tragen Backwerk, Quittenkäse, eingemachte Früchte, verzuckerte Kastanien, Wachsfiguren, Gold- und Silberschmuck, Schildkrotkämme, Sarape's, Reboso's, Töpfe, Körbe, Holzgeschirr, oft auch arme kleine Colibri's in Käfigen, die nach wenigen Tagen der Gefangenschaft erliegen, Alles dies bieten sie laut schreiend zum Verkauf; dazwischen ertönt der Ruf

der Aguadores. Diese Gegenstände sind sehr merkwürdig, das Merkwürdigste sind aber sie selbst, diese hagern Gestalten in ihrem primitiven Anzug. Ein Stück umgeschlagenes Leder bildet das Beinkleid, ein Baumwolllappen, durch welchen sie den Kopf stecken, die Bedeckung für Brust und Rücken; Arme und Beine sind ganz frei; an den Füßen tragen sie Sandalen, auf dem Kopf einen dichten Strohhut. Die Frauen sind nicht wählerischer in ihrem Anzuge. Ein umgewundenes Stück Baumwollzeug dient ihnen oft zum Rock, der Oberkörper ist noch mangelhafter versehen und ihre reizenden, schwarzäugigen, intelligenten Kinder haben jedem Kleiderluxus entsagt. So sitzen sie an den Straßenecken, auf dem Pflaster, mit einer Papiercigarre im Munde, kneten und backen Tortilla's oder binden auf die geschmackvollste Weise die herrlichsten Blumensträuße; auch Blumenkörbchen verfertigen sie, in welchen die duftendsten Erbeeren, welche das ganze Jahr hindurch reifen, zum Kaufe einladen. Ich hatte alle Tage den schönsten Strauß von weißen Rosen und Veilchen auf meinem Tische. Neben ihren Blumen stehen große Körbe voll fremdartiger Obstgattungen oder sind diese in Pyramiden aufgestellt. Vor Allen ist es die Banane, hier Platano genannt, welche eine Hauptnahrung der Indianer bildet. Sie wächst am besten in den heißen, feuchten Küstenstrichen. Ein einziges Fruchtbüschel enthält oft 160—180 Früchte und wiegt 60—80 Pfund.

Keine Pflanze ist müheloser und dankbarer zu cultiviren. Die Schale ist gelb und hat schwarze Flecken, das Fleisch hat die Farbe der Apricose und ist sehr mehlig und aromatisch. Daneben liegt die Königin der Tropenfrüchte, die Ananas, die köstliche, kühle, frische, labende Frucht, mit überfließendem Saft, dann der Zapote, der Mamey, dann sind die Tunas, die Früchte der Cacteen, die Granadillas, die Früchte der Passifloren, die Aguacates, die weich und butterartig, mit Brod und Salz gegessen werden, die Papayas, die Früchte des Melonenbaumes, die Guayaven, welche eingekocht als „Dulce" verkauft werden, die hochgerühmten Anonas, deren Inneres eine Crême bildet, und viele andere; auch die kartoffelartigen Gewächse, die Batate und die Challote, dann Tomaten (Paradiesäpfel) und Erdpistacien.

Ueber den Ursprung und die Herkunft der mexicanischen Indianer herrscht selbst bei den Gelehrten und Geschichtsforschern noch große Dunkelheit. Den Namen „Indianer" erhielten die Bewohner des neuen Festlandes bekanntlich durch die bei der Entdeckung America's herrschende irrige Meinung, Columbus habe an einer zu Indien gehörenden Insel gelandet.

Die weitesten Nachforschungen reichen bis in das achte Jahrhundert, wo die Tolteken in das Land wanderten, es bebauten und dort jegliche Cultur gründeten. Später verließen sie es und breiteten sich über Centralamerica aus. Ein Jahrhundert nach dem Verschwinden

der Tolteken wanderten aus dem fernen Nordwesten die Chichimeken in das Thal von Anahuac; ein rohes, von den Spaniern noch im Norden der mexicanischen Hochebene vorgefundenes Jägervolk, dessen Ueberreste heute noch Michoacan, Guadalaxara und San Luis Potosi bewohnen. Ungefähr im zwölften Jahrhundert sollen die Nahuatlaken in sieben Stämmen aus dem Norden nach dem Anahuac gezogen sein. Einen derselben, die Acolhuer, beherrschte zu Tescuco der Dichterkönig Nezahuacoyatl; ein anderer Stamm war jener der Azteken, welcher unter Montezuma seine Herrschaft über das weite Anahuac erstreckte und sich alle andern Stämme dienstbar machte. Einem Orakel zufolge sollten die Azteken ihre Wanderung an jener Stelle beendigen, wo sie einen aus einem Stein herausgewachsenen Cactus (Nopal) fänden, auf welchem ein Adler säße. Dort gründeten sie die Stadt Tenochtitlan, nach dem Kriegsgott Mexitli auch Mexico genannt. Jene Fabel liegt dem Wappen von Mexico zu Grunde, welches einen auf einem Nopal sitzenden, eine Schlange im Schnabel haltenden Adler darstellt.

Alle diese Stämme hatten eine gemeinsame Sprache das „Nahuatl", das auch jetzt unter dem Namen der aztekischen Sprache von den meisten Indianern gesprochen wird. Reste von Urvölkern, mit eigenthümlichen Sitten und Sprachen, sind übrigens über das ganze Land verbreitet. Man zählte im Gebiete des ehemaligen Königreiches Neuspanien wenigstens vierzig ver-

schiedene Sprachen. Die „Mayas", ein großes Urvolk mit eigener Sprache, bewohnen Yucatan und einen Theil der Provinzen Las Chiapas und Tabasco. Die mexicanischen Indianer sind klein, hager aber kräftig gebaut und sehr musculös; ihre Hautfarbe ist sehr dunkel, ungefähr wie die unserer Zigeuner, doch gelblicher; die scharfen schwarzen Augen sind etwas schief geschnitten, die Backenknochen sind hervortretend, die Stirne ist sehr niedrig, die Haare sind glänzend schwarz und straff, der Bart ist stärker als bei den Indianern von Nordamerica. Bei einigen Stämmen tritt das lange Kinn sehr hervor, die Stirne stark zurück, die Lippen sind breit und der Kopf ist sehr groß; diese sind denn auch sehr häßlich, während die Mehrzahl der Indianer ausdrucksvolle Gesichtszüge hat.

Die Frauen, bei welchen Vernachlässigung und Unsauberkeit besonders unangenehm einwirken, sind häßlicher als die Männer, alle aber haben einen Ausdruck von Sanftmuth, Leiden und Ergebung.

Mr. Prescott, in seinem berühmten Werk über die Eroberung von Mexico, sagt von den Indianern: „Jene, welche die heutigen Mexicaner kennen, werden es schwer begreifen, daß dieselbe Nation fähig war die erleuchtete Organisation zu schaffen, die wir schilderten, doch müssen wir nicht vergessen, daß wir in den Mexicanern der heutigen Tage nur mehr eine besiegte Race sehen, welche von ihren Vorfahren eben so ver-

schieden ist, als es die modernen Egyptier von jenen sind, die — ohne von den plumpen Pyramiden zu sprechen — doch die Tempel und Paläste bauten, deren herrliche Ruinen in Luxor und Karnac die Ufer des Nils bedecken. Der Unterschied zwischen den jetzigen Mexicanern und ihren Ahnen ist weniger groß, als jener der alten Griechen mit ihren degenerirten Abkömmlingen, die zwischen den Meisterstücken der Kunst herumirren und kaum die Fähigkeit haben sie zu begreifen. Und doch athmen sie dieselbe Luft ein, erfreuen sich derselben Sonne, betrachten dieselben Gegenden wie die Griechen, die in Marathon fielen, oder in den olympischen Spielen Triumphe feierten; dasselbe Blut fließt in ihren Adern, aber Jahrhunderte der Tyrannei sind über sie hinweggegangen, sie gehören einer bezwungenen Race an."

„Der Indianer America's hat etwas Aengstliches und Gesammeltes in seiner Natur; instinctiv zieht er sich in sich selbst zurück vor der rauhen Berührung einer fremden Hand, selbst wenn dieser äußere Einfluß sich ihm unter der Form der Civilisation darstellt; er scheint unter demselben zusammenzusinken und zu erlöschen. Dieses hat sich auch an den Mexicanern erwiesen. Unter der Herrschaft der Spanier hat sich schweigend ihre Zahl gelichtet, ihre Energie als Volk ward gebrochen; sie betreten den Boden ihrer Berge nicht mehr mit der stolzen Unabhängigkeit ihrer Vorfahren."

„In ihrem schwermüthigen Gang, in ihren sanften und melancholischen Zügen erkennt man den traurigen Stempel einer bezwungenen Nation. Die Sache der Menschlichkeit hat gewiß darunter gewonnen. Sie leben unter einer besseren Gesetzgebung, sie erfreuen sich einer größeren Sicherheit, eines reineren Glaubens. Doch alles dies ist umsonst. Ihre Civilisation trug den energischen Stempel der Einöden der neuen Welt. Die störrigen Tugenden der Azteken waren die Grundfeste ihres Wesens, sie widersetzten sich der europäischen Cultur und wollten sich nicht auf einen fremden Zweig pfropfen lassen."

Das jetzige Kaiserthum Mexico hat eine Größe von etwas mehr als 30.000 Quadratmeilen und eine approximative Bevölkerung von 8,000.000 Seelen; davon entfallen beiläufig fünf Millionen auf die Indianer, nur etwas über eine Million auf Weiße, das Uebrige größtentheils auf Mischlinge und ungefähr eine halbe Million entfällt auf Neger. — Doch ist in vielen Gegenden, z. B. in Yucatan, eine richtige Volkszählung ganz unmöglich. Viele leben in ihren Bergen unter Kaziken und sind kaum dem Namen nach Christen.

Unfern der großen Städte oder in denselben haben sie sich dem Dienste der Weißen gewidmet; auch in den Minen werden sie vielfältig benützt. Ihre Arbeitskraft,

namentlich ihre Tragfähigkeit ist ungeheuer. Oft begegnet man sie, Bretter und Pfosten auf der Schulter balancirend, unter deren Wucht man die zarten Menschen erdrückt zu sehen fürchten muß. Und doch tragen sie dieselben viele Meilen weit und gehen nicht, sondern trippeln damit fort, beinahe ohne sich je Rast zu gönnen. Botengänge machen sie in unglaublich kurzer Zeit. Man behauptet, Montezuma habe täglich an seiner Tafel Seefische gegessen, welche 24 Stunden früher noch in dem vierzig deutsche Meilen von der Hauptstadt entfernten Golf von Mexico schwammen.

Die Indianer sind viel intelligenter als die Neger und es liegt ein edlerer Grundzug in ihrem Wesen. In den letzten Decennien haben sich vorzügliche Männer unter ihnen hervorgethan. Juarez, dem selbst seine größten Feinde Intelligenz und Charakterstärke nicht absprechen können, ist gleichfalls Indianer reinen Blutes.

Die Abkömmlinge von Weißen und Indianerinnen, die Mestizen, sind meistens wohlgebildete und glücklich befähigte Menschen, sollen aber leidenschaftlicher und unverläßlicher sein als die Indianer. Uebrigens fließt in gar vielen der sogenannten Weißen Mexico's indianisches Blut, denn die Officiere von Cortez und viele, die auch nach ihm sich in den Colonien niederließen, heiratheten die Töchter der reichen und vornehmen aztekischen Häuptlinge, ererbten mit ihnen Länder und Schätze und fan-

den in den jungen Indianerinnen meistens treue und liebevolle Gattinnen.

Sehr interessant ist es, die nahe an Mexico liegenden Indianerdörfer Sant Anita und Ixtacalco zu besuchen. Südlich von Mexico, wo der Canal von Chalco sich in den geräumigen Hafen erweitert, in welchem täglich des Morgens hunderte von Indianern mit ihren Waaren landen, zieht sich längs desselben der Paseo de la Viga, eine Promenade der Stadt. Auf diesem gelangt man zu jenen Dörfern, die blos von Indianern bewohnt sind. Blumen künden ihre Nähe an; mag die Hütte noch so klein, noch so ärmlich sein, der Duft und die Farbe der schönsten Blüthen umgibt sie stets.

Es ist ein herrlicher Spaziergang; die Schneeberge erheben sich gerade vor uns, als wären sie das Ziel des Weges und sind durch die Klarheit der Luft unendlich nahe gerückt; rechts ziehen sich weithin Wiesen und üppige Maisfelder, von wild wuchernden, roth blühenden Sträuchern umgeben. Auf flachen Kähnen führen Indianer Früchte und Blumen, Mais und Heu nach der Stadt. Frauen in grellrothen Röcken, mit Kindern und Hunden, liegen malerisch neben der üppigen Ladung; eine Decke an zwei Stöcke befestigt, gibt Schutz vor den glühenden Sonnenstrahlen. Links aber erstrecken sich weithin die berühmten Chinampa's, die schwimmenden Gärten der Indianer. Ursprünglich war der Spiegel des Sees von Chalco hell und klar und die Wellen

trieben ungehindert ihr Spiel, die Indianer aber bedeckten ihn mit Flößen und Strohmatten, auf welche sie Erde legten und die sie dann mit Gemüse und Blumen bepflanzten. Nun haben diese zwar festen Fuß gefaßt und werden nicht mehr von den Wellen getrieben, bilden aber noch kleine von Rosenhecken umgebene Inseln, auf welchen das schönste Gemüse prangt.

In seinem Kahn stehend, rudert der Indianer von einer zur anderen, und erhöht durch seine eigenthümliche Erscheinung den Reiz des Bildes. Diese Chinampas versehen die ganze Stadt mit Gemüse und Obst. Als wir nach Sant Anita und Ixtacalco kamen und von den Kindern erblickt wurden, verschwanden sie eiligst, um bald wieder mit großen Blumensträußen zu erscheinen, die sie uns anboten. Unsere kleine Gegengabe nahmen sie mit großer Freude an und so oft wir unseren Besuch wiederholten, immer fand dieser Austausch zur gegenseitigen Zufriedenheit statt.

Die Indianer sind eifrige Katholiken, wenn auch in vieler Beziehung der Aberglaube ihrer Väter sich eng mit dem neuen Glauben verwachsen hat. Die Geistlichkeit, welche einen großen Einfluß auf sie ausübt, erhält sie absichtlich in der größten Ignoranz. Uebrigens war der Clerus Mexico's immer der eifrige Beschützer der unterdrückten und schwer heimgesuchten indianischen Race! Die große Königin Isabella II., stets das wärmste Interesse für ihre neuen besiegten,

von den Conquistadores arg mißbrauchten Unterthanen empfindend, war noch auf dem Todtenbette ängstlich für sie besorgt und empfahl dieselben der Milde ihrer Nachfolger.

Die Geistlichen waren größentheils die getreuen Vollstrecker dieses letzten Willens. So viel sie konnten, traten sie der Habsucht, der Unbarmherzigkeit der Colonisten entgegen, ihre Stimme ertönte oft mit energischer Anklage am Throne der Könige von Spanien. Barthélémy Las Casas war unermüdlich in Wort und Schrift, die Leiden der Indianer zu schildern, um Menschlichkeit und Gerechtigkeit für sie wach zu rufen. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts war es der Bischof von Michoacan, Antonio de San Miguel, der in einer Denkschrift an Carl III. die Mängel der politischen Institutionen brandmarkte, welche die Indianer der härtesten Behandlung der Weißen preisgab. Abänderungen wurden getroffen, die ihr Loos erleichterten, aber gegen Gewissenlosigkeit und Habsucht schlauer Menschen, welche die Gewalt in Händen haben, fehlt der wirkliche Schutz in einem Lande, wo nur die Willkür herrscht und keine Oeffentlichkeit strenges Gericht über den Einzelnen hält.

Siebentes Kapitel.

Das kaiserliche Lustschloß Chapultepec. Tacubaya. Die Familien Escandon und Barron. Señor Mora. Mexicanische Gastfreundschaft. Die Franzosen in Mexico. Das Pedrigal. Die ersten Regierungsmaßregeln. Die Mexicaner als Staatsmänner. Vorbereitungen zur Abreise des Kaisers. Die Kaiserin.

Einer unserer ersten Ausflüge galt dem, einst für die Vicekönige erbauten und als Festung dienenden Schlosse Chapultepec, das an und für sich von häßlicher Bauart, nebstdem aber in einem Zustande der Vernachlässigung sich befand, welcher des Kaisers Entschluß, es acht Tage nach seiner Ankunft zu beziehen, unausführbar erscheinen ließ. Freilich wollte er nur einen Pavillon bewohnen, aber auch hier war alles in Schutt und Trümmern und jede Anstrengung des europäischen Architekten, die mexicanischen Arbeiter zur Eile zu bewegen, schien erfolglos. Der Kaiser aber hielt sein Wort; nach Ablauf der acht Tage bezog er mit der Kaiserin und seiner Dienerschaft den kleinen Pavillon, trotz der dort herrschenden grenzenlosen Verwirrung. Was unmöglich schien, mußte möglich werden.

Ueber die erste Nacht, welche die Majestäten dort zubrachten, ward manches erzählt: man behauptete, sie hätten sich ihre Betten auf die Terrasse tragen lassen, um weniger von Staub und Ungeziefer zu leiden; Thatsache ist es, daß mich die wackere Kammerfrau der Kaiserin um einen Theil meines Vorraths an Insectenpulver bat. Auch später, als die Wohnung des Kaiserpaares als vollendet erklärt wurde und wir der Einladung, sie zu besichtigen, Folge leisteten, war diese von einer Anspruchslosigkeit und Einfachheit, welche mit dem Rufe von Prachtliebe und Verschwendung gar sehr contrastirten, den der erzherzogliche Hof in Mailand erworben hatte. Und doch fehlte es wahrlich nicht an Pracht und Glanz! Ein Blick zum Fenster und der Wunsch nach dem Genusse des Schönen und Großartigen ist im vollsten Maße befriedigt.

An einem der Aquäducte entlang führt die Straße nach Chapultepec, das man zu Wagen in einer halben Stunde erreicht; beim Eingang des Parkes mußten wir den Wagen verlassen, da der zum Schlosse führende Weg so steil war, daß unsere schwachen Pferde uns nicht hinaufziehen konnten.

Park!! Wie zahm klingt dieses Wort und wie wenig gibt es eine Vorstellung von dem, was wir staunend bewunderten. Es ist der Ueberrest eines großen Urwaldes, der die Grabstätte der Inca's umgab. Diese Bäume standen wohl schon zu einer Zeit, von welcher

in diesem Welttheil kein Geschichtsforscher etwas weiß. Nach der Größe, dem Umfange der Bäume und der Zeit zu schließen, die sie zum Wachsthume brauchen, ist ihr Alter nach Jahrtausenden zu rechnen. Sie gehören zur Gattung der Cypressen, werden hier Ahuehuetes genannt und haben mit jenen nur die Form der Nadeln gemein, erheben sich nicht pyramidenartig, sondern ihre Aeste senken sich tief zum Boden herab. Viele von ihnen können kaum von fünf bis acht Menschen umspannt werden; ihr Umfang beträgt bis zu vierzig Fuß und ihre Höhe, für deren Angabe ich keinen Maßstab habe, ist im Verhältniß ebenso staunenswerth. Der Stamm scheint wie aus Millionen von Stricken gewunden, die Verzweigung der Aeste beginnt sehr hoch und ist sehr vielfältig, die Wurzeln stehen weit heraus und bilden die sonderbarsten Schlangenwindungen. Dieser Baum muß in seiner Jugend sehr biegsam sein, es ist, als ob jeder Luftzug ihn zu neuer Krümmung gezwungen hätte. Riesenhaft groß erhebt er sich und ist von oben bis unten mit Parasitpflanzen bedeckt, die reichlicher als die Nadeln, leicht gekräuselt in grauen Locken von den Zweigen tief herabhängen und dem ganzen Wald ein eigenthümliches Ansehen, beinahe das einer Tropfsteinhöhle geben. Die Bäume stehen ziemlich weit aus einander, der Boden ist etwas sumpfig, daher unendlich grün. Einzelne leichte, hellgrün belaubte Perubäume, mit rosenfarbigen Fruchttrauben und gelben, dem Goldregen

(Cytisus) ähnlichen Blüten, unterbrechen anmuthig den Ernst des Cypressenwaldes. Große Schmetterlinge hängen in Masse an den Blüten, schön gefärbte Vögel beleben den Wald durch Flug und Gesang, auch der Colibri ist hier ein häufiger Gast und wo er sich zeigt, wird er stets freudig begrüßt.

Dieser Park umgibt in ziemlich großer Ausdehnung den vom kaiserlichen Schloß gekrönten Hügel, der sich schattenlos erhebt; die Sonne wirkt glühend heiß und macht den kurzen Weg recht beschwerlich. Schon während unserer Anwesenheit wurden Felsen gesprengt, Abgrabungen vorgenommen, um eine Straße durch den größten Theil des Parkes in langsamer Steigerung zum Schloß hinauf zu führen.

Das Hauptgebäude ist lang und schmal, von unschöner Form und unbequemer Eintheilung; Festungsmauern umgeben es; über eine kleine Stiege, die durch dieselben führt und die so nieder ist, daß kein Europäer von mittlerer Größe ungebückt auf derselben gehen kann, gelangt man auf ein höheres Plateau, dem bereits einige Pflege zugewendet war; ein kleiner Blumengarten war dort entstanden. Hier am äußersten Vorsprung des Felsens, steht der Pavillon, welchen das Kaiserpaar bewohnt. Eine Stufe aus dem Garten hinab führt unmittelbar in das, auch als Speisezimmer benützte Empfangszimmer der Majestäten, welches zugleich, außer den Schlafgemächern, der einzige, die

Wohnung des Kaiserpaares bildende geschlossene Raum war. Die schmale Stiege in den Fortificationen führte tiefer hinab zu den unter der kaiserlichen Wohnung liegenden, der Kammerfrau und dem Kammerdiener zugewiesenen Zimmern; doch mußten diese stets durch den kleinen Garten gehen, um zu den Majestäten zu gelangen, was bei der eben einbrechenden Regenzeit nicht zu den Bequemlichkeiten gehörte. Da das Terrain des Gartens höher als die Lage der Zimmer ist, so strömte der Regen unaufhaltsam durch die Glas- und schwachen Bretterthüren in dieselben; ebenso strich die Luft durch alle Räume, da die Wand, welche der Gartenthüre gegenüber liegt, eigentlich blos aus drei Glasthüren besteht, die auf eine aus großen Steinen erbaute, von Säulen getragene Terrasse führen.

Von hier aus genießt man eine Aussicht, die schon Humboldt mit begeisterten Worten schilderte und die ich ihm am liebsten nachschreiben würde, da Keiner wie er es verstand, mit wenigen Worten zu beschreiben, was groß und mächtig in der Natur auf uns einwirkt, und doch wie kein anderer Genuß, Frieden in unser Herz senkt, eine tief innerste Versöhnung mit dem Schicksal herbeiführt und den Muth zum Weiterleben in uns erweckt. Auch der Kaiser empfand diesen Einfluß; er sprach es aus, daß in den schweren Momenten, deren es schon in der ersten Zeit wahrlich nicht wenige mag gegeben haben, nichts ihn so stärkte und ermuthigte, als

die wunderbare Harmonie des Bildes, das man mit einem Blick übersieht und welches eine seltene eben so sehr erhebende und stärkende, als mild und weich stimmende Vereinigung von Lieblichkeit und Großartigkeit darbietet.

Seit Humboldt hier gestanden, ist aber leider mehr denn ein halbes Jahrhundert blutiger, zerstörender Kriege über dieses Land gegangen, auch haben sich die Seen immer mehr zurückgezogen, immer mehr versumpft, und so enthält seine Schilderung, welche den Eindruck mit so großer Wahrheit wiedergibt, doch in den Einzelheiten bereits einige Abweichungen von der jetzigen Gestalt. Meine Beschreibung aber kann nur eine Wiederholung dessen scheinen, was ich schon früher über das Thal von Mexico erzählte; denn auch von hier übersieht man es in seiner ganzen Länge und Breite, mit der herrlichen Umzäunung von Bergen, die wieder von den Vulcanen beherrscht werden, mit den weithin sich erstreckenden, von rothblühenden Sträuchern umgebenen Feldern von Magueyen und Mais, den üppigen Wiesen mit weidendem Vieh, den großen Alleen, den zwei mit ihren weiten Bögen das Land von zwei Seiten durchschneidenden Aquäducten; auch von hier erblickt man die ganze Stadt Mexico und unterscheidet bei der großen Klarheit der Luft jedes Haus, jedes Fenster; Tacubaya, San Angel, San Agostino de las Cuevas mit ihren Villen und Gärten ziehen sich auch hier allmälig

über die Hügel, die Seen glänzen in der Ferne und gegen Norden; an die Gebirge von Tepeyacac gelehnt liegt der berühmte Wallfahrtsort mit dem Kloster von „Nuestra Señora de Guadalupe".

Aber Glanz, Färbung, Duft, jene Helle, welche dem Ganzen den größten Reiz verleiht und alles so lichtumflossen erscheinen läßt, jener Himmel, der in endloser Höhe sich über alles dies wölbt, kurz, der Zauber, welcher an dem Süden haftet und der jedes Menschen Brust mit bisher ungeahnten Empfindungen erfüllt, ich möchte sagen, der den Fuß von der Scholle hebt und uns mitnimmt in Regionen, in welchen wir für kurze Augenblicke schweben, erhaben über das gewöhnliche Jammerthal dieser Erde, alles dies kann nur gesehen und nur empfunden werden! Und auch all' dem gegenüber gibt es Menschen, die schauen und nichts sehen, die den Kopf auf dem Hals und den Lebenspendel in der Brust tragen und doch unberührt bleiben von solchen Eindrücken. Bei meiner nächsten Umgebung war dies wahrlich nicht der Fall, meine Gefährtin namentlich war wenn möglich noch enthusiastischer als ich; Freude und Interesse an Allem, was uns das herrliche Land bot, ward fortwährend erhöht und der Wunsch immer lebendiger, daß endlich die Segnungen des Friedens in reichem Maße herabströmen mögen über Gefilde, welche die Natur zum Paradies bestimmt hat und die nur Verbrechen und

Unfähigkeit zum Schauplatz blutiger Thaten und roher Zerstörung herabwürdigen konnten.

Trotz der mehr als bürgerlichen Einfachheit und der großen Unbequemlichkeit dieser kaiserlichen Behausung gehört Chapultepec doch gewiß zu den schönsten Orten der Welt, und wenn dem jungen Kaiserstaat Entwicklung, Kräftigung und langes Leben vergönnt ist, so werden Kunstsinn und Geschmack, ordnend, schaffend und schmückend, sich den Herrlichkeiten der Natur würdig anreihen.

Señor Mora, der liebenswürdigste Mexicaner, den ich kennen gelernt habe, welcher im diplomatischen Dienste seines Vaterlandes ergraut, einen Theil seines Lebens in Europa zugebracht hat, ohne die schöne Gewohnheit mexicanischer Gastfreundschaft einzubüßen, war Führer und Gefährte bei unseren Ausflügen, erleichterte uns Alles und war uns überall mit Rath und That bei der Hand.

Und so geleitete er uns auch nach Tacubaya, wohin eine Pferdeeisenbahn in zwanzig Minuten führt. Hier haben die reichen Mexicaner ihre Villa's, ihre Gärten, hier brachten sie in früheren Jahren nach der Regenzeit einige Monate zu. Jetzt war die Umgebung Mexico's seit lange schon zu unsicher, kaum wagte man es je sich über Nacht aus der Stadt zu entfernen, daher waren die meisten jener Landhäuser vernachlässigt

und der sonst überaus freundliche Ort trug das stets traurige Gepräge der Verödung.

Zu den schönsten Villen in Tacubaya gehören die der nahverwandten Familien Barron und Escandon, deren Gärten aneinander grenzen. Wir hatten die Familie Escandon um die Erlaubniß bitten lassen, ihre Besitzung anzusehen, und fanden sie dort zu unserem Empfang versammelt. Mit der wohlwollendsten Freundlichkeit wurden wir begrüßt und zuerst in die Villa Barron geführt, deren Besitzer, Mr. Barron, in Mexico gewöhnlich Don Eustaccio genannt, erst später von unserer Anwesenheit unterrichtet, von Mexico herüberkam. Die Barron's sind englischer Abkunft; schon Don Eustaccio's Vater war bereits als reicher Banquier in Mexico etablirt und mit einer Spanierin verheiratet.

Don Eustaccio nun, der Chef des Banquierhauses Forbes & Comp., war ein Junggeselle von circa 38 Jahren und der Besitzer eines kleinen Vermögens von etwa 30 Millionen Piasters. Von einer in Mexico ganz ungewöhnlichen Größe und einem sehr gewichtigen Umfang, war er dabei der anspruchsloseste, gutmüthigste Mensch der Welt, nur beschäftigt, Andern mit seinem Gelde Freude und Dienste zu erweisen, dabei sehr thätig, sehr industriös und von der gewissenhaftesten Probität. Besitzer eines beträchtlichen Theils der Actien der „English Mining Company“ von

Pachuca, ist er Miteigenthümer von Goldgruben in Californien, hat große Handelsverbindungen in San Francisco und selbst die Dampfschifffahrt auf dem Amur wurde von ihm gegründet. Da seine Geschäfte auch in Europa sehr verbreitet sind, so erstreckt sich Barron's Thätigkeit auf drei Erdtheile und, wie es seine Prosperität beweist, mit vielem Glück. Barron's Villa ist auf englische Art, äußerst bequem und luxuriös gebaut; der Garten, eine noch junge Anlage, erhebt sich terrassenförmig zu beträchtlicher Höhe und bietet überall die herrlichsten Aussichten gegen Chapultepec, die Schneeberge, das weite Thal und gegen die Stadt. Springbrunnen und Teiche sind mit großem Aufwand in dieser wasserarmen Gegend angebracht und die eben eingetretene Blumenzeit schmückte Bäume, Sträucher und Wiesen. Dennoch fand ich auch hier die Blumenzucht weit zurück gegen Alles, was man darin in Europa leistet. Die Kunstgärtnerei ist in Mexico gar wenig in Aufschwung und doch sollte man glauben, daß dieses Land sich besonders dazu eignen sollte, aber französische und englische Gärtner, die in ihrem Land so Schönes leisten, scheinen ihr Wissen und ihre Anstrengung nicht auf den Boden und das Klima Mexico's anpassen zu können. Hier ist das Degeneriren der Pflanzen weit schneller als bei uns; vielen ist vielleicht auch der rasche Wechsel von Tageshitze und Nachtkühle zu empfindlich. Der Garten Barron's enthält besonders herrliche Exem-

plare von amerikanischen Cedern, die in Form und Farbe weit schöner und zierlicher sind als die Cedern des Libanon.

Der Garten der Villa Escandon ist viel weniger gepflegt als der frühere, doch schöner in seiner Anlage, älter und schattenreicher. Der Eintritt in denselben ist überraschend. Die besten Bewässerungsanstalten bewahren den Wiesen das sammtartige Grün, die schönsten Bäume erheben sich in prächtig geordneten Gruppen, Orangen- und andere blühende Bäume senden ihren Duft, Ranken überwuchern die steinernen Treppengeländer und schlingen sich zu den Terrassen hinauf; größer und klarer sind die Wassermassen und ein herrlicher Wald von Weymutskiefern bietet den dichtesten Schatten, in welchem das ganze Jahr die duftigsten Veilchen blühen. Einzelnstehende Cypressen erheben sich hoch in die Lüfte, unbemerkt schlingt sich die Bignonia radicans an dem Stamm hinauf bis zum Gipfel und schüttet dort Massen hellrother Blüthen über das dunkle Grün der Cypressen herab. Auch von hier gibt es überall Fernsichten auf das Thal, das sich als Garten all' den Gärten anschließt und immer wieder von den schönen Bergen begrenzt wird.

Auf einer Anhöhe erhebt sich die Villa. Sie ist in italienischem Styl erbaut. In der Mitte des Hauses ist ein Saal angebracht, welcher die Höhe des ganzen Baues einnimmt; eine Kuppel von Glas dient als

Decke und verbreitet das angenehmste Oberlicht. Stuck bedeckt die Wände; eine Marmorstiege führt zu Galerien hinauf, welche, von Säulen getragen, in halber Höhe den Saal umgeben. Auf diese Galerien münden die Thüren des ersten Stockes, die zu den Schlafzimmern der Familie führen. Der Saal selbst dient zum Gesellschaftszimmer und dieses ist wieder von verschiedenen, mit Ausgängen in den Garten und auf Terrassen versehenen Salons, Musikzimmer und Speisesaal umgeben. Die Einrichtung ist sehr kostbar, theilweise sehr schön, im Ganzen etwas überladen. Reich geschnitzte und vergoldete Tische mit Platten von Marmor oder piedra dura, die schönsten venetianischen Spiegel, Möbel von Palissander mit Bronzeverzierungen, große Gruppen von sächsischem Porzellan, kurz Kostbarkeiten aus aller Herren Länder überfüllen die Zimmer. Jedes Stück in denselben wurde aus Europa, namentlich aus England herbeigeführt. Auch Bilder, einige schöne alte Spanier und Copien aus den Galerien von Dresden und Paris, hängen an den Wänden. Schließlich erwartete uns ein reich besetzter Frühstückstisch.

Alles dies wurde durch eine Liebenswürdigkeit gewürzt, die eben so fern ist von steifer norddeutscher Förmlichkeit als von französischem Phrasenthum. Señor Vincente Escandon, seine Frau Lupita (Guadalupe) sein Bruder Don Pedro, seine Schwester Carlota, das ihnen nahe verwandte Ehepaar Elguiero und

einige Freunde des Hauses wetteiferten an Herzlichkeit, die in diesem fernen, fremden Land doppelt wohlthätig war. An diesem Tage, sowie an vielen folgenden, verbrachten wir in Tacubaya wie in Mexico die angenehmsten, heitersten Stunden in ihrem Kreise. Als wir einige Zeit nachher ein den Escandon's gehöriges, von der Stadt gemiethetes und von ihrer eigenen Wohnung nur wenige Schritte entferntes Haus bezogen, verging beinahe kein Tag, wo ich nicht zu ihnen eilte und mich an dem mir gebotenen Willkommgruß, an den hübschen, das Haus belebenden Kindern, an der herzlichen Theilnahme, kurz an einer Atmosphäre von Wohlwollen und Freundschaft erfreute, in welcher ich mich heimisch und behaglich fühlte.

Mit inniger Dankbarkeit gedenke ich jener Familie und wenn mein Interesse für Mexico sich auch über das ganze Land erstreckt, so habe ich doch stets besondere Wünsche für das Wohlergehen von Menschen, welche der Fremden so viel Liebes und Gutes erwiesen haben, als es nur in ihrer Macht lag. Lola Elguiero erfreute uns oft durch ihr hübsches Musiktalent, besonders waren es die äußerst charakteristischen Weisen des Habanera, des mexicanischen Nationaltanzes, die sie auf dem Clavier mit großer Virtuosität wiedergab und die wir anzuhören nie müde wurden; dann wurde Bolichi gespielt, auf dem Wasser gefahren, kurz die Stunden in Tacubaya vergingen stets äußerst angenehm und schnell und ge-

wöhnlich rief uns die Gastfreundschaft der Familie am Sonntag dorthin.

Außer den Familien Barron und Escandon besitzt noch der Erzbischof von Mexico, Labastida, eine große Villa in Tacubaya; den größten Garten aber besaß der reichste Mann Mexico's, Señor Bestegua y, doch war sein Haus stets für Jedermann geschlossen; er erfreute sich des Rufes des herzlosesten Geizhalses, der seine Kinder von jedem Lebensgenusse ferne hielt. Vor wenigen Monaten starb er und hinterließ seinen bereits ergrauten Töchtern ein unermeßliches Vermögen.

Festlichkeiten zu Ehren der Ankunft der Majestäten wurden veranstaltet; ein théâtre paré sollte den Reigen derselben beginnen; die Stunde war um acht Uhr angegeben, doch weiß kein Mexicaner etwas von Pünktlichkeit! Das Kaiserpaar aber, welches die scrupulöseste Genauigkeit vom Wiener Hofe mit über das Meer genommen hatte, erschien Schlag acht Uhr in dem beinahe ganz leeren Theater! Der Eindruck für uns war ein komischer. Das Kaiserpaar nahm es sehr gleichgiltig auf, die Mexicaner aber waren sehr erschrocken und wir gaben ihnen für die Unschicklichkeit ihres Benehmens keinen Trost. Aengstlich vermieden sie bei späterer Gelegenheit solche Unziemlichkeit.

Es wurde die Jüdin von Halevy, lang, langweilig und schlecht gegeben; die Kaiserin kämpfte mit dem Schlaf, der Kaiser unterlag ihm. Beide waren gewohnt

die zehnte Stunde nicht mehr schlagen zu hören, hingegen mit der Sonne wach zu sein und das Tagwerk zu beginnen.

Später wurde in den Räumen des teatro principal ein Ball gegeben, zu welchem sich der sehr hübsche Saal prächtig eignet und der in seiner Ausschmückung nichts zu wünschen übrig ließ. Uns war es äußerst interessant, einen großen Theil der bemittelten Bevölkerung hier versammelt zu sehen und mit besonderer Freude schauten wir dem Tanzen der Habanera zu, die in ihren schwermüthigen ruhigen Weisen sich dem Charakter der Mexicaner sehr gut anpaßt und oft stundenlang ohne Ermüdung, ohne Anstrengung, aber auch ohne Unterbrechung fortgetanzt wird. Die Musik verfolgt dabei einen eigenen Rhythmus und bewegt sich in allen Molltonarten.

Auch General Bazaine veranstaltete ein großes Ballfest, wozu er den Hofraum seines Hauses als Saal herrichten ließ, was mit den Säulengängen und Galerien einen besonders schönen Effect machte. Alles war mit Blumen, Reisig, Fahnen und anderen Trophäen geschmückt. Da nur ein Zelt von Leinwand die Decke bildete, so blieb die Atmosphäre sehr kühl. Der hübsche Garten bot Gelegenheit zu den schönsten Illuminationen und zu Feuerwerken, worin man es in Mexico zu großer Virtuosität gebracht hat. Die Stimmung war aber keine fröhliche. Die Einladungskarten waren in

wenig verbindlicher Weise abgefaßt, eine Toilettenvorschrift war beigelegt, der Satz hinzugefügt, daß man nur durch das Vorzeigen der Karten Einlaß fände und daß Keiner, der nach neun Uhr erschiene, mehr empfangen würde. Nebstbei hatten die Adjutanten auch bei den Einladungen frei geschaltet, die wichtigsten Persönlichkeiten waren weggelassen, die Frauen ohne Männer, die Töchter ohne Brüder geladen worden. Viele erschienen gar nicht, viele nur aus Rücksicht für das Kaiserpaar. Die Empörung war allgemein. Der jetzige Marschall Bazaine befliß sich überhaupt einer Anmaßung und einer Ungezogenheit, die ihres Gleichen suchen müssen, und leider folgten viele seiner Officiere diesem Beispiele. Als sich der Hof zurückgezogen hatte, verlief sich auch der größte Theil der Geladenen und wir hörten später, daß die übriggebliebene französische Gesellschaft den Ball mit einem Cancan beschlossen hatte.

Ueber die Art und Weise, wie die französischen Officiere sich den Mexicanern gegenüber benahmen, habe ich schon früher berichtet. Mit der wegwerfendsten Verachtung sprachen sie von Land und Leuten, waren ganz ohne Sinn für die Schönheiten des Landes, ohne Interesse und ohne Verständniß. Daß wir Vieles mit so großem Entzücken bewunderten, gerne die uns erwiesene Freundlichkeit erwiederten, uns nicht berufen fühlten, die mexicanischen Fehler mit europäischer Anmaßung zu brandmarken, fanden sie unbegreiflich.

Das Verhältniß des Kaisers, den Franzosen gegenüber, hatte viele Schwierigkeiten, viele und große Unannehmlichkeiten; es war ein unklares und schiefes, und nur wenige von den französischen Civil- und Militärpersönlichkeiten, welche die finanziellen, diplomatischen und militärischen Angelegenheiten leiteten, hatten den Tact und das Zartgefühl, dem Kaiser die Abhängigkeit von der französischen Hülfe zu erleichtern. Dieser Umstand mag wohl bitterer gewesen sein als all' die anderen Schwierigkeiten, die sich ihm darboten.

Die Franzosen hatten in der letzten Zeit durch strenge Maßregeln, durch energische Vorkehrungen den Straßenraub wenigstens aus der Nähe der Hauptstadt gebannt und man konnte die nächsten Orte besuchen, ohne jeden Augenblick eines Ueberfalles gewärtig zu sein. Daß Pulver und Blei, daß auch der Strick dabei eine große Rolle gespielt hatten, war unausbleiblich und unter diesen Verhältnissen eine traurige Nothwendigkeit.

Als nun Maximilian I. die Zügel der Regierung ergriff, schien es ihm unmöglich, sogleich auch das Schwert in die Hände zu nehmen; harte Maßregeln sollten vermieden werden; er hoffte durch Organisation von verantwortlichen Landmilizen, durch die Beschäftigung müßiger Hände, durch die Versöhnung der Parteien auch diesem Uebel zu steuern. Dieser Erwartung ward nicht entsprochen; die Räuber- und Guerillabanden wurden immer kühner, immer zuversichtlicher, die

Landstraßen immer unsicherer; bald wurden in der nächsten Nähe der Hauptstadt frecher Einbruch und Raubmord verübt, bald umschwärmten größere Banden die Umgebung; die Spazierritte der Kaiserin mußten sehr eingeschränkt werden und französische Truppen stets vorher die Wege säubern, was der hohen Frau, die sich gern in der Illusion idyllischer Verhältnisse gewiegt hätte und in gänzlicher Furchtlosigkeit sich am Besten durch die Liebe des Volkes beschützt wähnte, großen Kummer verursachte. Die Gerüchte aber von einem Attentat auf ihre Person gehören in das Bereich der Fabel, trotz der großen Verbreitung, die sie sowohl in Mexico als auch in Europa fanden.

Auch unsere Ausflüge wurden durch die zunehmende Unsicherheit und durch die nun ernstlich eingetretene Regenzeit immer schwieriger; die schönsten Pläne wurden entworfen: Cuernavaca, mit allen Tropenherrlichkeiten und den berühmten Grotten, die Thäler am Fuß der Schneeberge, viele andere Merkwürdigkeiten sollten besucht werden; aber sowohl die Fluthen, die alle Nachmittage die Erde überschwemmten, als auch die Guerillabanden, welche das Land durchstreiften, hemmten uns in allen unseren Unternehmungen. Die stets klaren, sonnigen Vormittage wurden nur zu kleineren Ausflügen benützt. Das Kloster „los Remedios“, welches auf beträchtlicher Höhe erbaut ist und eine ausgebreitete Fernsicht bietet, wurde besucht, ebenso der be-

rühmte Wallfahrtsort „Nuestra Señora de Guadalupe", welcher mit der Hauptstadt durch eine Dampfeisenbahn verbunden ist.

Inmitten einer Gasse in Mexico besteigt man den Waggon, kein Geländer, kein Damm trennt von dem Raum, in welchem sich Wagen, Menschen und Thiere bewegen, Niemand wacht über die Sicherheit der Bahn oder der Stadtbewohner, und es ist staunenswerth, daß nicht täglich die größten Unglücksfälle zu beklagen sind.

In einer halben Stunde erreicht man Guadalupe, das am Abhang eines kahlen, unschönen Berges, in ziemlich öder Gegend liegt. Das Kloster ist sehr groß, die reich ausgestattete Stiftskirche enthält ein Bild der heiligen Jungfrau, als Schutzpatronin des Landes, welches im Rufe großer Wunderthätigkeit steht. Eine um dasselbe angebrachte Inschrift enthält die Worte: Non fecit taliter omni nationi.

Eine hübsche kleine Capelle mit schön gewölbter und musivisch gedeckter Kuppel ist in einiger Entfernung von dem Kloster erbaut und umschließt eine Quelle, der ebenfalls die wunderthätigste Kraft zugeschrieben wird; sie scheint sehr eisenhaltig zu sein und diesem Umstand verdankt sie wohl den Ruhm, durch den Gebrauch ihres Wassers, mancher Frau die ersehnte Mutterfreude verschafft zu haben. Gleicher Wirkung rühmen sich die sehr heißen Quellen in dem „Peñon de los baños", am Fuß eines isolirten Felsenkegels östlich von Mexico.

Wir besuchten dieses Bad, das äußerst primitiv und in seiner Einrichtung wenig einladend ist.

Sehr interessant war der Besuch des Pedrigal, den wir in Gesellschaft einer größeren Anzahl französischer Damen und Officiere in einem sechsspännigen Omnibus unternahmen. Der Weg führte zuerst nach San Angel, wo große Obstgärten die kleinen ebenerdigen Landhäuser umgeben. Die Straße ist sehr gut erhalten und gewährt überall die schönste Aussicht. Die malerischsten Punkte bieten sich dem Auge dar, die warme Tinte, die Staffage von Indianern oder mexicanischen Reitern, Alles vereinigt sich oft zum schönsten Bild und erweckte tausend Mal in mir das Bedauern, weder Pinsel noch Bleistift führen zu können.

Von San Angel aus gelangten wir in einen kleinen Wald von Rosen und anderen blühenden Sträuchern, wo wir uns lagerten und ein Frühstück einnahmen, dann ging es nach dem Pedrigal, ein weites, von hohen Bergen eingeschlossenes Lavafeld. Die Lava erhebt sich acht bis zehn Schuh hoch, bildet die merkwürdigsten Formationen, tiefe Klüfte und Schluchten, die beinahe ganz kahl sind; nur grellrothe Blumen stehen in den Spalten. Es war eben Mittag, die Sonne brannte furchtbar und warf ihre Strahlen noch glühender zurück von den nackten Felsen. Trostlos öde ist diese Gegend und doch imponirend im Gedanken an die Kraft, welche in der Natur liegt und bald Segen und Reichthum über die Erde streut, bald

rücksichtslos Verwüstung und Erstarrung über blühende Gegenden, Tod und Verderben und gänzliche Vergessenheit über Tausende von Menschen bringt.

Das Verhältniß der Natur, der Scholle zum Menschen erscheint dort überhaupt ein ganz anderes, als man es in dem übervölkerten Europa gewöhnt ist. Hier hat sich der Mensch jede handbreit Erde dienstbar gemacht, im Schweiße seines Angesichtes bebaut er den kargen Boden, zwingt ihn Pflanzen zu nähren, die ihm nützlich sind, wehrt jedem Grashalm zu grünen, wo es ihm nicht genehm ist, harrt ängstlich auf Regen und Sonnenschein, die seine Mühe fördern sollen, und hat an der Wandelbarkeit des Klima's den größten Feind. Das Wachsthum auf der Wiese und im Walde ist ebenfalls nur nach seinem Bedürfniß berechnet, Alles grünt, blüht, wächst und reift nur zu des Menschen Dienst, zu seiner Nahrung, Kleidung, für seinen Schutz, seine Erwärmung. Und doch wie oft genügt dies nicht! Wie viele Menschen gibt es, die hungern, frieren, kein Dach haben und keine genügende Kleidung. Die Erde ist in Europa arm im Vergleich zu den Bedürfnissen ihrer Bewohner.

Wie ganz anders sind die Verhältnisse jenseits des Oceans, in jenem großen Festlande, wo Feuchtigkeit und Wärme die Productivität des Erdbodens so sehr unterstützen und wo die Bevölkerung so spärlich ist, daß beinahe all der Reichthum unbenützt bleibt! Frei und

unabhängig ist die Erde, sich zur Lust spendet die Natur ihre Gaben, schmückt sich, und trägt Blüten und Früchte. An den wenigen Orten, wo der Mensch dem Erdboden Samen anvertraut, da gibt sie ihm die Aussaat oft vierhundertfach wieder. Bedürftig ist nur der Stadtbewohner und auch da nur, wenn er krank und verkrüppelt ist. Der Indianer ist nie reich, aber auch nie arm, die Baumwolle wächst überall, aus welcher er seine dürftige Kleidung verfertigt; jeder Baum, jeder Strauch bietet ihm Nahrung. Künftige Zeiten werden darin wohl eine große Aenderung hervorbringen; immer mehr und mehr schüttet Europa seinen Ueberfluß in diesen weiten ergiebigen Schooß, das allgemeine Interesse wird sich jener neuen Welt zuwenden und Verhältnisse werden sich gestalten, die wir jetzt nicht träumen können, die unseren Begriffen ferne stehen, welche aber beweisen werden, wie klein so vieles ist, was uns groß dünkt, vorzüglich unsere Weisheit.

Dieses Heraustreten aus den Gewohnheiten, von denen wir oft glauben, daß sie Nothwendigkeiten sind, die Veränderung sowohl im Standpunkte, als im Augenpunkte, sind eine große Wohlthat und eine große Nothwendigkeit für den Menschen, und wenn es auch bequem ist, in gewissen Ueberzeugungen zu leben und sich in den Wahn ihrer Unfehlbarkeit zu hüllen, so ist die Ahnung von allem, was außerhalb liegt und doch durch die unleugbare Thatsache der Existenz uns seine Be-

rechtigung beweist, eine große Mahnung — — zur Bescheidenheit.

Das Kaiserpaar sahen wir sehr wenig, obwohl wir in den ersten Wochen unter einem Dache wohnten; das neue Leben nahm alle Zeit und alle Gedanken in Anspruch.

Wie bereits erwähnt wurde, hatten sich die Majestäten acht Tage nach ihrer Ankunft in der Hauptstadt nach Chapultepec zurückgezogen. Von dort kam der Kaiser täglich in früher Morgenstunde nach Mexico, um sich hier den Geschäften zu widmen, die Regierungsorgane um sich zu versammeln, Männer zu empfangen aus allen Theilen des Landes, von allen dort maßgebenden Völkerschaften.

Für den Kaiser galt es Anfangs nur zu beobachten, zu prüfen; es durfte nichts überstürzt werden. Auch jenes, was als unhaltbar gleich in's Auge fiel, mußte doch eine Weile fortdauern, ehe man in den neuen fremden Verhältnissen eine durchgreifende Veränderung vornehmen konnte. Er mußte die Meinungen und Urtheile seiner Umgebung hören, wenn sie auch von keiner Seite entscheidend für ihn sein konnten. Die Franzosen, bei aller nationalen Tüchtigkeit im Allgemeinen, kosmopolitisch sehr ungebildet, verdammten und verhöhnten Alles und hielten Anschuldigungen aufrecht, welche sich bei näherer Prüfung keineswegs als stichhaltig erwiesen. Bei den Mexicanern hingegen war der Parteistandpunkt

ein zu ausgesprochener und Leidenschaftlichkeit, Gehässigkeit, Rachsucht blieben allein maßgebend. Der Kaiser mußte selbst sondern und klären. Es galt daher vor der Hand nur, die äußeren Umrisse zu bestimmen, gleichsam den Plan zu entwerfen, während sich die eigentliche Ausführung nur nach gewonnener Ueberzeugung feststellen ließ. Auch waren es die materiellen Verhältnisse, die zuerst in's Auge gefaßt werden mußten und jedenfalls großer Verbesserungen bedurften. Sobald wie möglich mußte auf eine Colonisation und auf die Vermehrung und Beschleunigung der Communicationen hingewirkt werden. Neue Kräfte von Außen; Arbeiter, vom Wunsche getrieben, im fremden Welttheil ihr Glück zu versuchen oder ein kleines Capital in kurzer Zeit zu vergrößern; Menschen mit Ansprüchen an das Leben, mit Intelligenz und Fähigkeiten all' den brach liegenden Reichthum zu benützen; kurz all' die Wechselwirkungen von Handel und Wandel, von Industrie und Luxus, von Erzeugen und Consumiren, sollten ermöglicht und herbeigeführt werden. Doch auch dazu mußte sich im Auslande erst einiges Vertrauen in die Haltbarkeit mexicanischer Zustände bilden, was sich übrigens schneller fand, als man erwarten durfte. Nach wenigen Monaten entschlossen sich reiche Speculanten aus Nordamerika und England, ihr Capital auf Unternehmungen in Mexico zu wagen, und Concessionen zum Bau der Eisenbahn von Veracruz nach Mexico, eine Hauptbedingung und die Grund-

lage für jedes commerzielle und industrielle Unternehmen, wurden verlangt und ertheilt. Dieser Bau, seit Jahrzehnten unternommen, ohne jegliche Fortschritte zu machen, wurde nun ernstlich in Angriff genommen und sollte in weniger als vier Jahren zu Ende geführt werden.

Wie schwer es in früherer Zeit gewesen, mit irgend einem, auf Association begründeten Unternehmen zu Stande zu kommen, beweist ein kleines Beispiel: Vier Mal hatte sich eine Actiengesellschaft gebildet, um die Stadt Mexico mit Gasbeleuchtung zu versehen und ebenso viele Male war der Director des Unternehmens mit dem Gelde durchgegangen.

In der Wahl seiner Umgebung, namentlich seiner Räthe und Minister, konnte der Kaiser nicht vorsichtig genug sein. Unfähigkeit, Eigennutz und Faulheit sind Fehler, die sich leider bei etwas höher gespannten Forderungen stets verriethen, wenn man auch Anfangs auf Opferwilligkeit und Einsicht zählen zu können glaubte. Wieder war es in der Hauptstadt, daß sich die Folgen der depravirenden Zustände des Landes am grellsten hervorkehrten und man sich erfolglos nach Männern umsah, die geistige und sittliche Befähigung hätten, um rathend und fördernd dem Monarchen zur Seite zu stehen.

Unzählige Male hörte ich es von den Mexicanern aussprechen, daß nur Europäer die Reorganisation des

Landes anbahnen könnten; dennoch, trotz dieser aus gegenseitigem Haß und eigener Bequemlichkeit hervorgegangenen Selbsterkenntniß, betrachteten sie jeden Fremden, welcher des Kaisers Vertrauen genoß und seine Arbeiten theilte, mit dem größten Mißtrauen.

Damals war es ein Mann, erwählt durch den Nestor der Monarchen, König Leopold I., um seinen Kindern über das Meer nach der neuen Heimat zu folgen, der Belgier Eloin, welcher mit unermüdlicher Thätigkeit, mit der gänzlichsten Selbstaufopferung beinahe allein dem Kaiser zur Seite stand und ihm den Grundstein legen half, auf welchem die neue Monarchie gebaut werden sollte. Er hatte beinahe sein ganzes Leben auf Reisen zugebracht, die sich bis nach Australien und den Südseeinseln erstreckten; jeder administrativen Thätigkeit war er bisher fremd geblieben. Seine jetzige Aufgabe war ihm daher eine ganz neue und wenig zusagende. Dennoch bewogen ihn die warme Sympathie für die Bestrebungen des neuen Herrschers, die Ergebenheit für die Tochter seines Königs, das Interesse für ein Land, das eine so große Befähigung zum Glücke in sich trägt und doch zu den unglücklichsten der Welt gehört, jede persönliche Rücksicht bei Seite zu lassen und alles aufzubieten, was die Tüchtigkeit eines Einzelnen leisten kann, um der schweren Arbeit gerecht zu werden. Der Kaiser schätzt Eloin hoch und mit vollem Rechte; denn dieser vereinigt alle jene Eigenschaften, die

beim Rathgeber eines Monarchen von hohem Werthe sind: er ist ebenso unabhängig in seiner äußeren Stellung, als in seinem Charakter. Ohne Ehrgeiz, ohne Eitelkeit, voll treuer Ergebenheit, die keine persönliche Gefahr und keinen persönlichen Vortheil kennt, aber auch ganz furchtlos dem kaiserlichen Herrn und seinem Mißfallen gegenüber, wo es Wahrheit und Ueberzeugung, Pflicht und Recht gilt, ist er ein Ehrenmann in des Wortes vollster Bedeutung.

Der Kaiser hatte Eloin zum Chef seines Cabinets ernannt und dort arbeitete er vom frühen Morgen bis tief in die Nacht, so viel in seinen Kräften lag, Gutes schaffend, Böses verhütend. Den Mexicanern war er bald ein Gräuel, denn seine strengen Anforderungen an die Opferwilligkeit jener, die sich dem Kaiser ergeben nannten, sein schonungsloses Verdammen von allem, was seinen Begriffen von Rechtlichkeit widerstrebte, die ungeschminkte Offenheit, mit welcher er mexicanische Trägheit, Schlauheit und Unverläßlichkeit beim Namen nannte, machten ihm unzählige Feinde. Auch die Franzosen waren ihm wenig gewogen, da er ihnen gegenüber des Kaisers Rechte vertheidigte und der Anmaßung Bazaine's energisch entgegen strebte.

Die Kaiserin, welche jeden Morgen von dem Grafen Bombelles und einem dienstthuenden Kammerherrn begleitet, einen Spazierritt zu unternehmen pflegte, folgte nach demselben ihrem Gatten in die Stadt, zeigte

das regste Interesse für seine Arbeiten, nahm Theil an den Geschäften und hatte in vielen Dingen einen sehr günstigen Einfluß auf den Kaiser, obgleich dieser ihre optimistische Anschauungsweise nicht immer theilte. Ihr schien nichts zu schwer, wo es galt, seine Zwecke zu fördern.

Man versicherte mir, daß der Kaiser ihre gewandte Feder, ihr Wissen und ihre feine Bildung gar oft benützte und an ihr eine thätige Mitarbeiterin besaß. Doch auch im persönlichen Umgang wußte sie die ihr zu Gebote stehende Macht als Kaiserin, als junge und schöne Frau zur Geltung zu bringen. Mit Sicherheit sprach sie in geeigneten Augenblicken die energischsten Worte. Der Muth, die Geschäftskenntniß, eine gewisse Schärfe des Urtheils überraschten bei einem so jugendlichen Wesen.

Freundlichkeit milderte jeden Ausspruch, war aber stets von einer, größere Vertraulichkeit entfernenden Zurückhaltung begleitet. Während der Kaiser bald durch hinreißende Liebenswürdigkeit zu bezaubern verstand, bald durch kalten Witz und einen ihm angeborenen Neckgeist verletzte, blieb sich das Wesen Charlotten's immer gleich; ihre Aeußerungen über Personen waren stets in Uebereinstimmung mit der Art ihres Benehmens gegen dieselben.

Immer ihrer Pflichten eingedenk, besuchte die Kaiserin alle öffentlichen Anstalten, Pensionate, Spitäler rc.

und bald machte sich ihr Einfluß auch in dieser Richtung geltend, denn weder die Geistlichkeit noch die Reichen des Landes hatten bisher viel für Humanitätsanstalten geleistet. Was darin geschehen, war hauptsächlich französischen Klosterfrauen zu danken.

Die Kaiserin bildete einen Verein, welchem sich die Damen Mexico's anschließen mußten und für den sie praktische, von ihr selbst überwachte Thätigkeit forderte.

Wenn sie einerseits ihre Stellung als Kaiserin mit ganzem Ernst auffaßte, so liebte sie es andererseits, sich im Glanze derselben zu sonnen. Da gab es für sie keine Unbequemlichkeit, und so einfach sie im täglichen Leben, im Anzug, in ihren Gewohnheiten und Bedürfnissen war, ebenso sehr liebte sie den Prunk beim öffentlichen Auftreten. An ihre Umgebung konnte sie darin Anfangs nur geringe Ansprüche stellen, sie selbst aber hatte eine kindische Freude, bei großen Gelegenheiten sich im Diadem, im goldgestickten Kleide, in der überaus reich verzierten, von den Schultern lang herabwallenden rothen Sammtschleppe dem staunenden Volke zu zeigen, während der Kaiser so viel als möglich derlei vermied und an solchen Tagen entweder ein Unwohlsein vorschützte oder sich auf andere Weise den Feierlichkeiten zu entziehen trachtete.

Dem Kaiser schien jeder Aufwand zu bloßer Repräsentationsförmlichkeit unangenehm. Vielleicht hatte er das Gefühl, daß nur altgewohnte, durch geschichtliche

Erinnerungen geweihte Gebräuche solchen Aufzügen noch einen gewissen Stempel von Ehrwürdigkeit aufzudrücken vermögen.

Das Ansehen eines Monarchen steht im 19. Jahrhundert auf anderer Basis; einem klaren Kopf und gesunden Gefühl mußte ein Ceremoniel widerstreben, welches keine Traditionen hatte und durch Unkenntniß und Unerfahrenheit derjenigen, welche es ausführen sollten, oft die Grenzen des Lächerlichen weit überschritt.

Wie empfindlich Kaiser Maximilian für solche Schattirungen war, bewies er bereits in Miramar, als er zum ersten Mal nach Annahme der Krone eine mexicanische Uniform trug. Als ich damals bei der Hoftafel den Platz an seiner Seite einnahm, flüsterte er mir zu: „Nichts Lächerlicheres, als solch' einen Anzug selbst zu erfinden!"

Auch war er sehr ungeduldig, als sich die Abreise verzögerte. Die ihm zu jener Zeit in Miramar erwiesenen Ehren eines mexicanischen Kaisers trugen ein Gepräge, welches Niemand schneller herausfühlte als er selbst. Eben so erging es ihm in Mexico, als er dort zum ersten Mal den landesüblichen Anzug des Reiters annahm. Lachend versicherte er uns, er wisse nicht, wie er unbemerkt genug aus seinen Gemächern in's Freie gelangen könne. Nur wenn er einmal auf dem Pferde sitze, verliere er die Empfindung — verkleidet zu sein!

Ich selbst sah ihn nie im mexicanischen Nationalcostume. Gewöhnlich ging er in Civil, bei großen Gelegenheiten trug er eine einfache, dunkelgrüne Uniform mit goldgesticktem Kragen, eine rothe Schärpe und weiße, goldbordirte Beinkleider.

Die Diners bei Hof waren sehr einfach. Der Kaiser hatte nicht einen silbernen Löffel aus Europa mitgebracht. Ein Tafelservice war in Paris bei Christofle bestellt worden, zu meiner Zeit aber noch nicht angelangt. Im „Palacio" hatte sich nichts Werthvolles vorgefunden. Nur die Eßbestecke waren von Silber, Glas- und Porzellanservice von der größten Einfachheit. Statt der Aufsätze von edlem Metall prangten herrliche Blumensträuße auf der Tafel und diese wenigstens konnten es an Schönheit mit allen jenen aufnehmen, welche jemals die Tafel eines Monarchen schmückten. Obwohl der Kaiser Kochkünstler aus Europa mitgenommen hatte, war die Tafel doch eine ziemlich schlechte. „Haben Sie jemals so schlecht gegessen wie bei mir?" fragte mich Kaiser Maximilian einmal bei solcher Gelegenheit. Er selbst führte eine äußerst mäßige Lebensweise, berührte kaum die Speisen und trank nur gewässerten Champagner.

Mich brachte mein Schicksal bei größeren Diners gewöhnlich an die Seite des Erzbischofs Monsignore Labastida, von dem ich möglichst viel über Land und Leute zu erfahren trachtete; doch gab er mir in sehr

gebrochenem Französisch nur spärliche Auskunft und begnügte sich, den Kopf gegen die rechte Schulter zu neigen und zu lächeln. Es fiel mir auf, daß er von jeder dargereichten Speise auf seinen Teller nahm, ohne jemals davon zu essen.

Einen viel günstigeren Eindruck machte auf mich der Großalmosenier der Kaiserin, Bischof Ramirez, ein Indianer reinen Blutes, dessen Wesen, einfach, edel und männlich, vortheilhaft abstach gegen den auf den Gesichtern der Creolen und Mestizen ausgeprägten Zug süßlicher Falschheit.

Nachdem einige wichtige Anordnungen getroffen waren, faßte der Kaiser den Entschluß, eine Reise durch das Land zu unternehmen, theils damit in der Zwischenzeit sich Manches in der Hauptstadt ordne und befestige, theils um sich selbst über Menschen und Zustände ein klares Urtheil zu bilden, theils auch, um den wohlbewußten Einfluß seiner Persönlichkeit geltend zu machen. In die Hände Charlottens legte der Kaiser die Regentschaft, als er die Hauptstadt verließ. Sie sollte im Ministerrathe präsidiren, die öffentlichen Audienzen abhalten, welche er nach dem schönen Vorbilde der österreichischen Monarchen in Mexico eingeführt hatte. Für jede wichtige Entscheidung blieb er in telegraphischer Verbindung, in allem Anderen aber wußte er wohl, wie sehr er sich auf seine Frau verlassen konnte, welche mit der Naivetät und Unerfahrenheit eines jungen

Mädchens die Energie und Furchtlosigkeit eines Mannes vereinigte und die ganze Schwärmerei der Jugend, die in gewöhnlichen Lebenslagen sich in Gefühlssphären verliert, an die Aufgabe setzte, mit Hand anzulegen an die Regeneration Mexico's, an den Ruhm ihres Gemals, um einst in der Geschichte als große Frau neben einem großen Manne zu stehen.

Die Rolle, die ihr hiermit zugewiesen wurde, tröstete sie etwas für den großen Kummer, den Kaiser nicht auf seiner Reise begleiten zu können, ein Wunsch, der an der Gräulichkeit von Weg und Wetter scheiterte. Sie blieb daher im Palaste von Mexico zurück, den General Almonte und seine Frau gleichzeitig bezogen. Palastdamen, nach dem Vorbilde des französischen Hofes, verheirathete Frauen, welche in ihren Familien fortlebten, begleiteten sie bei den Spazierfahrten oder den Besuchen von öffentlichen Anstalten, denen sie ihre Sorgfalt widmete.

In ihren Zimmern blieb sie stets ganz allein, versunken in Beschäftigungen, in Lecturen, oft auch in schriftstellerischen Versuchen. Die große Offenheit und Verläßlichkeit ihres Charakters, die Natürlichkeit ihres Wesens, die edle Richtung ihres Geistes, der keinen Argwohn kennt, weil ihm alles Gemeine fern steht, die Liebe zum Rechten und Guten müssen die größte Hochachtung aller Jener erwecken, welche der hohen Frau jemals nahe standen.

Achtes Kapitel.

Reise nach den Bergstädten. Pachuca. Real del Monte. Mr. Auld. Rückkehr. Erinnerungen an Cortez. Marina. La noche triste. El Salto de Alvarado. Ausflug nach der Cañada. Reise und Krankheit des Kaisers.

Nachdem wir am 6. Juli an der Geburtstagsfeier des Landesherrn gebührend Antheil genommen hatten, unternahmen wir den 7. Morgens einen Ausflug nach den berühmten Silberbergstädten der Provinz Mexico: Pachuca und Real del Monte. Mr. Barron, Don Pedro Escandon und zwei junge Franzosen, wovon der eine, ein Neffe des Dichters Chateaubriand, den gleichen Namen trug, waren unsere Reisegefährten; mit ihnen fuhren wir in einer Deligence durch eine zum großen Theil unschöne Gegend, die nebstbei keineswegs den Ruf großer Sicherheit genoß. Auch hatten die Herren Revolvers mit; sechs Zuaven saßen auf der Imperiale und auf halbem Weg kam uns die in Sold der Minengesellschaft stehende Guardia rurale entgegen. So macht man in Mexico Landpartien. In einem elenden kleinen Ort, Tisayuca genannt, auf halbem Weg zwischen der Hauptstadt und Pachuca, machten wir kurze Rast

und fanden bei einem französischen Wirth in einem äußerst unsaubern und fliegenreichen Locale ein recht gutes Gabelfrühstück.

Dann ging es wieder fort, den kahlen Bergen entgegen, welche in ihrem Schooße reiche Silberadern verschließen, die von der English Mining Company in Pacht genommen sind und reichen Ertrag abwerfen.

In einer engen Schlucht am Fuße jener Berge liegt die kleine, unschöne Stadt Pachuca. Der Director der Actiengesellschaft besitzt hier ein geräumiges Haus, gebaut nach der Sitte des Landes, aber mit allem Comfort englischer Gewohnheiten eingerichtet. Mr. Thomas Auld stand eben im Begriff seiner Familie nach England zu folgen und die Directorschaft, die ihn in wenigen Jahren zum steinreichen Mann gemacht hatte, seinem Bruder Mr. Stuart Auld zu übergeben. Beide Brüder und die liebenswürdige Frau des Letzteren empfingen uns mit einem Wohlwollen und einer Freundlichkeit, die uns zu großem Dank verpflichteten. Die acht Tage, welche wir unter ihrem gastlichen Dache verlebten, sind wahrlich nicht die wenigst angenehmen in jenem fernen Lande gewesen.

Den ersten Morgen verbrachten wir in Besichtigung der ergiebigsten Mine, Rosario genannt, in welche man ganz ebenen Fußes gelangt, aus der aber eine so große Hitze strömt, daß wir nur 200 Yards weit hineindrangen. Ueberall lag das silberhaltige Mineral auf

unserem schmalen, dunkeln Wege und einige Schläge mit dem Hammer genügten, um uns in den Besitz einiger Stücke desselben zu setzen. Dann ging es zu den Haciendas, den großen Baulichkeiten, wo wir die verschiedenartigsten Manipulationen kennen lernten: wie man das Wasser aus den Schachten herauspumpt, wie man die Erze zerstampft, das Silber ausscheidet, es durch Beimischung von Quecksilber von allen Nebenbestandtheilen reinigt, wie man dann wieder das Quecksilber entfernt, das reine Silber in poröse Stücke sammelt, es schließlich schmilzt und zu schweren Barren gießt. Eine Barre hat ungefähr den Werth von 1500 Dollars; alle 14 Tage werden 28 Barren versendet, was im Jahr einen Bruttoertrag von circa 12 Millionen Dollars abwirft. Davon fällt ein Drittel auf Regie- und Betriebskosten, ein zweites Drittel auf Procente, die dem Staat gezahlt werden, während der Rest den Reinertrag bildet und unter die Actionäre vertheilt wird. Ueber zwölfhundert Indianer arbeiten in diesen Minen und 1600 Maulesel werden in den Haciendas verwendet. Die Garde der Gesellschaft begleitet zwei Mal im Monat die Silberbarren nach den Hafenstädten, von wo sie größtentheils nach England versendet werden.

Die Compagnie hat überall die prächtigsten Straßen gebaut; auf einer solchen fuhren wir Nachmittags, stets von der schmucken Guardia rurale begleitet, über

einen hohen Berg nach Real del Monte. Es ging an haarsträubenden Abgründen vorbei; nur kurzes Gestrüpp und bunte Blumen bedeckten die Berge. Die Spanier haben hier die Wälder beinahe völlig ausgerottet, so daß der Anblick ein trauriger ist. Dafür entschädigten herrliche Fernsichten über die Ebene und nach den Schneebergen.

Je näher wir an Real del Monte kamen, desto mehr hob sich die Vegetation; schließlich fuhren wir durch einen herrlichen Wald von immergrünen Eichen, und hinter demselben in einer Schlucht liegt 10.000 Fuß hoch die kleine Stadt. Diese Höhe läßt selbst bei so niederen Breitegraden keine Wärme zu. Ich habe lange nicht so sehr gefroren, wie an diesem Julinachmittag in den Tropen; das Kaminfeuer in dem Hause des Mr. Stuart Auld war äußerst erfreulich. Hier, wo oft Schnee fällt, haben die Häuser Dächer, was der Landschaft einen europäischen Charakter gibt. Ueberhaupt konnte man sich in eine Alpengegend versetzt glauben; herrlich geführte Bergstraßen verbinden die Thäler, die Vegetation trägt nicht mehr den tropischen Stempel; die Wälder bestehen aus immergrünen Eichen, aus Cedern und Cypressen und aus jenen prächtigen Kiefergattungen, die wir schon auf den Höhen des Rio frio bewundert hatten. Die Felsenformationen sind höchst merkwürdig; die berühmten „Piñes Cargados" stehen wie Pyramiden auf grüner Wiese in einem engen Thal;

an anderen Stellen erheben sich hohe Porphyrwände an der Seite der Straße und bergen in ihren Spalten Dahlien, Convolvulus, Sylvias und andere grellfarbige Blumen. Sehr interessant ist auch der Wasserfall von Regla, der sich unweit der schönen Hacienda de San Miguel von hohen Basaltfelsen stürzt. Wie mannigfaltig ist die Schönheit, welche dieses große Land bietet, wie viel Herrliches hätten wir noch bewundern können, wenn Regen und Räuber, wenn die Unmöglichkeit der Communicationen unserer Reiselust nicht so schwere Fesseln angelegt hätten!

Nach achttägigem Aufenthalte in Pachuca kehrten wir nach Mexico zurück und bezogen dort das hübsche Haus der Familie Escandon, in der „Calle del Puente de San Francisco". Da uns keine weiteren Ausflüge mehr vergönnt wurden, spähten wir nach dem Interessantesten in der nächsten Nähe der Hauptstadt und forschten nach den überbleibenden Zeugen der Eroberung Mexico's, nach den Einzelheiten, welche jene Zeit anschaulich machen konnten; doch auch davon ist leider wenig mehr zu finden.

Der berühmte Baum der „Noche triste" ist ein Alters- und Gattungsgenosse der Bäume von Chapultepec (Taxodium distichum, mexican. Ahuahuetes), von ungeheuerem Umfang, dessen Krone bereits verdorrt ist und welcher einsam in der Nähe eines verfallenen Klosters in einem ehemaligen Friedhofe steht. Hier soll

Cortez mit einem kleinen Häuflein Getreuer einige Stunden Rast gefunden haben, nachdem der größte Theil seiner Truppen überfallen und niedergemetzelt worden war und er keinen Ausweg mehr hoffen konnte, als den, ruhmreich zu sterben. List, Klugheit, Muth und Genius hatten den kühnen Abenteurer mit seiner kleinen Schaar bis in das Herz des Reiches geführt, bis in die Hauptstadt desselben, in das berühmte Tenochtitlan. Er war des gefürchteten Montezuma Gast, bewohnte seinen schönsten Palast am Fuße des größten Teocali, wurde geehrt vom aztekischen Kaiser und mit Geschenken überhäuft. Die Einwohner der Stadt nannten die Spanier „die weißen Götter", bewunderten, verehrten und fürchteten sie.

Marina, die muthige Indianerin, welche mit leidenschaftlicher Liebe an Cortez hing, ihn mit ihrer Klugheit und Vorsicht schützte, vor mancher Gefahr bewahrte, war nun auch die Vermittlerin zwischen Cortez und Montezuma. Dieses heldenmüthige Mädchen war die Tochter eines vornehmen aztekischen Kaziken. Nach dem Tode ihres Vaters hatte die treulose Mutter sie verkauft und so ward sie das Eigenthum des Kaziken von Tabasco in Yucatan, der sie Cortez zum Geschenk machte. Ihre große Schönheit erwarb ihr bald die Liebe des Feldherrn und sie vergalt diese mit einer Treue, einer Aufopferung, einer muthigen Fürsorge, welcher Cortez und seine Schaar gar oft die Rettung

vor dem Verrath und der List der Mexicaner verdankten. Die Spanier liebten und verehrten sie, und ihr Andenken ist in Mexico beinahe ebenso lebendig, als die Erinnerung an Cortez.

Mit dem Streben, das reiche, herrliche Land für die Krone Spaniens zu erwerben, vereinigte Cortez den ganzen Eifer der damaligen Zeit, um den christlichen Glauben an die Stelle einer Religion zu pflanzen, deren Ausübung hauptsächlich in Menschenopfern bestand. Leise begann er dahin zu wirken, indem er Montezuma die Schönheit und Erhabenheit der Religion Christi schilderte und seinen Abscheu über den Götzendienst der Azteken ausdrückte. Montezuma's Besorgniß und Argwohn aber wurden dadurch gesteigert, er fürchtete den Zorn und die Rache seiner Götter. Mißtrauischer noch ward das Volk, und bald entdeckte Marina's Klugheit und Sorgfalt die ersten Anzeichen einer Verschwörung, die allen Spaniern Tod und Verderben bringen sollte. Da erfuhr Cortez das Landen und Herannahen einer größeren Schaar von spanischen Kriegern, unter der Anführung von Narvaez, den der Gouverneur von Cuba, Velasquez, längst auf Cortez Ruhm eifersüchtig, abgesendet hatte, um ihn zu bekämpfen, gefangen zu nehmen und die Eroberung Mexico's im eigenen Namen fortzusetzen. Cortez aber, den großen Einfluß kennend, den er auf die Gemüther der Soldaten ausüben konnte, vereitelte diesen Plan. Er übergab das

Commando in Tenochtitlan dem tapferen aber grausamen Alvarado, überfiel des Nachts mit wenig Mann Narvaez, nahm ihn gefangen und wußte bald mit Gold und Versprechungen die Armee, die gegen ihn gezogen war, für sich zu gewinnen.

Mächtiger und siegesgewisser denn je, kehrte Cortez nun nach Mexico zurück; dort aber hatte sich inzwischen alles verändert. Der goldgierige Alvarado hatte während eines Festes zu Ehren Huitzlipochtli's, des Kriegsgottes, zu welchem die aztekische Jugend im vollsten Schmuck erschienen war, diese überfallen, sie niedergemetzelt und beraubt. Wuth und Rachedurst der Azteken waren ungeheuer. Still und verborgen ließen sie Cortez bis in's Innere der Stadt dringen, dann umstellten und überfielen sie ihn in ungeheuerer Menge. Montezuma, der ihn schützen wollte, wurde von ihren Pfeilen getroffen und starb wenige Tage nachher an den erhaltenen Wunden. Die Spanier fanden in der Mehrzahl ihren Tod; die Kähne, auf welchen sie sich flüchten wollten, hatten die Azteken verbrannt, die Brücken, welche die Dämme vereinten, hatten sie niedergerissen. Bei finsterer Nacht, von Marina geführt, gelang es endlich Cortez, mit einem kleinen Häuflein das Festland zu gewinnen. Unter dem Baum der „Noche triste“ zählte er seine Tapferen und weinte bitterlich!

Auch Alvarado hatte sich gerettet durch einen Muth und eine Körperkraft, welche selbst bei seinen

erbitterten Feinden die größte Bewunderung erregten. Sein Pferd war getödtet, zu Fuß hatte er die Heranstürmenden zurückgedrängt; an einer Stelle aber, welche durch große Abgrabungen jede Flucht unmöglich erscheinen ließ, erreichten ihn seine Verfolger! Da raffte er seine ganze Kraft zusammen. Gestützt auf seine Lanze, übersetzte er mit einem Sprunge die breite Erdspalte; niemand konnte ihm folgen, nur der Schrei der Bewunderung aus den Kehlen der Azteken, die ihn den Sohn der Sonne nannten, tönte ihm nach.

In einem verwilderten Garten in einer Vorstadt Mexico's wird diese Stelle noch mit dem Namen „El salto de Alvarado" bezeichnet; doch ist aus dem breiten Einschnitt ein kleiner, von Unkraut überwucherter Graben geworden, den kein zehnjähriger Knabe Anstand nehmen würde, zu überspringen.

Dem Genius und dem Glücke des großen Abenteurers gelang es trotz der furchtbaren Niederlage dennoch, Herr und Sieger der Azteken zu werden. Verbündet mit den feindlichen Stämmen, welche sich der aztekischen Oberherrschaft entziehen wollten, unterstützt durch die wirkliche und moralische Einwirkung der Feuerwaffen, ausgerüstet mit einem Muthe und einer Kriegskunst, die jenen Völkern fremd waren, gelang es ihm endlich, nach furchtbaren Mühsalen, Entbehrungen und Leiden, das große mexicanische Reich zu stürzen. Ueber 200.000 Menschen sollen am Kampfplatze geblieben sein.

Guatimozin, der heldenmüthige Neffe und Schwiegersohn Montezuma's und sein Nachfolger, ward der Gefangene des Cortez. Seine Martergeschichte ist ein blutiger Flecken im Leben des Eroberers von Mexico. Tenochtitlan wurde gänzlich zerstört und auf den Trümmern erbaute Cortez eine neue Stadt und zeigte sich als Gesetzgeber, als Organisator eben so weise, als er sich als Eroberer und Feldherr tollkühn und unbezwingbar erwiesen hatte. Der Geist der Unduldsamkeit aber, der sich damals bis zur höchsten Spitze des Fanatismus erhob, kennzeichnet alle seine Thaten; es war der Geist, der in Spanien die Mauren besiegt, ja beinahe vernichtet hatte, und der bei seinen Nachfolgern, gepaart mit Habsucht und Geldgier, immer größeren Druck auf die Indianer ausübte. Die Intrigue wirkte bald gegen Cortez. Carl V. fürchtete seine Macht und besorgte, er könne sich von der Krone Spaniens unabhängig erklären wollen; er wurde abberufen und Vicekönige nahmen seine Stelle ein. Zum Marques del Valle de Oaxaca ernannt, mit Ehren und Reichthümern überhäuft, aber gekränkt und verletzt, wie sein größerer und edlerer Vorgänger Christoph Columbus, starb Cortez in Spanien, 63 Jahre alt. —

Mit der Länge unseres Aufenthaltes in Mexico wuchsen auch Interesse und Liebe für dieses schöne Land. Wohin wir uns auch wandten, überall bot die Natur

neuen Genuß. Ein Ausflug nach einem verlassenen Landhause, La Cañada, den wir in Begleitung unseres Wirthes von Pachuca, Mr. Thomas Auld, der Familie Escandon und Mr. Barrons unternahmen, bleibt in der Erinnerung als ein köstlich verlebter Vormittag.

Wenige Schritte von einem mächtigen Bergstrome, der, als große Seltenheit im Lande, doppelt geschätzt wird, liegt das niedere, anspruchslose Haus so einsam, so fern von allen Menschen, daß es in den bösen Zeiten unmöglich geworden ist, es zu bewohnen. Ein großer Park, der sich über die Höhen hinanzieht, umgibt es. Längst waltete hier keine ordnende Hand mehr, aber weit entfernt, unter dem Mangel an Pflege zu ersterben, überwuchert die Natur hier alles, was der Mensch ihr preisgegeben hat, mit dem reichsten Schmucke. Unter dem Schatten herrlicher Bäume blühen in malerischer Unordnung die schönsten Rosen, so voll, so „hundertblätterig", wie in unseren sorgsamst gepflegten Gärten, und neben ihnen unzählige andere Blumen in unendlicher Farbenpracht. Die mit goldenen Blüten bedeckten Cassienbäume blinken aus dem Dickicht heraus, Wicken und Winden schlingen sich um alle Bäume, ihre Blumen mit den Blüten der schönsten Mimosen vereinigend. Dazwischen prangen Farrenkräuter und Schmarotzerpflanzen. Ach! einen Theil dieser Fruchtbarkeit, dieser Productionskraft für unser menschenüberfülltes

Europa, oder besser noch: Millionen von Europäern in jenes Land, das in seinem Schooße Reichthum und Glück für so viele Bedürftige, so viele Arbeitslustige birgt, und es könnte viel Elend aus dieser Welt verschwinden, unendlich viel Gutes und Schönes gedeihen.

An anderen Tagen geleitete uns Mr. Barron nach den Haciendas, die ihm gehören und in der Nähe der Stadt, in der fruchtbaren Ebene liegen. Hier hält er Pferde, hier wird Viehzucht getrieben, hier gibt es ungeheure Fruchtböden, um den Reichthum der Erde aufzunehmen, hier wird der Pulque bereitet 2c. 2c.

Wir wurden mit Triumphbögen und mit Pöllerschüssen empfangen. Indianer, mit einer Anzahl von Blasinstrumenten versehen, bildeten eine Musikbande, die es an Originalität mit unseren Zigeunern aufnehmen könnte; eine große Zahl von neugierigen und zutraulichen Eingeborenen des Landes, Männer, Weiber und Kinder, hatten sich versammelt, um uns zu sehen. Barron ward überall mit Gruß und Handschlag bewillkommt. Beim Klang nationaler Weisen tanzten die Indianer den volksthümlichen „Jarabe“ mit dem größten Phlegma. Die Umstehenden begleiteten die Musik mit Gesang. Dann band ein Indianer sich zwei große Küchenmesser an die Beine und tanzte, die Spitzen der Messer gegen einander gekehrt, sehr geschickt, aber wenig ästhetisch. Mir bot sich dabei reiche Gelegenheit, die Typen der Indianer zu beobachten. Die Gesichtsbildung

verräth eine große Verschiedenheit der Racen, überall aber ist Sanftmuth und Apathie ausgeprägt.

Ein copioses Frühstück von Nationalspeisen ward uns geboten, wobei Mais, Frijoles, Tortillas, Tamales, Guajolote und Chile eine große Rolle spielten. Eine kleine Art von Kürbis, trefflich zubereitet, mundete uns sehr gut, den Pulque aber konnte ich weder milchweiß, noch nach Landesart grün und roth gefärbt, über die Lippen bringen.

Schnell verging eine Woche nach der anderen; die herrlichen Morgen, kühl und frisch durch den „Aguacero" (Platzregen) des vergangenen Tages, wurden nach Möglichkeit benützt. Die Regelmäßigkeit des Klima's ist eine große Annehmlichkeit des Lebens; man kann seine Pläne beinahe mit völliger Sicherheit Tage lang voraus bestimmen. Nur die Dauer der Regenzeit ist nicht immer gleich und wir hatten leider eine der längsten getroffen, welche in jenem Theile der Tropenländer vorkommen. Beinahe drei Monate lang blieb der Diligencenverkehr zwischen Puebla und Cordova unterbrochen; daher konnten wir den Zeitpunkt unserer Abreise nicht feststellen. Nicht nur, daß die „Aguaceros" besonders heftig waren, sondern es hatte auch die, bei der Ankunft des Kaisers in schuhhoher Erdanhäufung bestehende Straßenreparatur die Wege grundloser denn je gemacht.

Hunderte von Wagen stacken im Koth, viele Maulesel waren beim Bemühen, sie heraus zu ziehen, verunglückt; sie hatten entweder die Beine gebrochen oder waren gefallen und dann buchstäblich im Moraste erstickt. Ebenso war es den, schwere Lasten tragenden Eseln ergangen, welche überladen, wund gedrückt, schlecht genährt, die bemitleidenswerthesten Geschöpfe der Welt sind. Der Mexicaner schindet und plagt Esel und Pferde auf die hartherzigste Weise. Letztere, die ihm so große Dienste leisten und durch Ausdauer und Intelligenz ganz besonders ausgezeichnet sind, werden von dem Reiter beinahe gar nicht gepflegt und ohne jegliche Schonung behandelt. Auf allen Wegen sieht man auch todte, von der Müdigkeit überwältigte Pferde und Esel liegen, welche nun den Hunden oder den Aasgeiern (Zapilotes) zur Speise dienen und, in der Sonnenhitze schnell faulend, weithin den widerwärtigsten Geruch verbreiten.

Der Kaiser hatte den 10. August, blos von einer kleinen Anzahl Männer begleitet, die Hauptstadt verlassen und seine Reise angetreten, welche er im äußerst praktischen Costume des Landes und größtentheils zu Pferde, mühselig auf grundlosen Wegen zurücklegte. Diese furchtlose Reise, Vertrauen zeigend, zugänglich für Jedermann, überall selbst prüfend und sehend, keiner Partei angehörend, dabei von all' dem Nimbus eines Kaisers umgeben, der hier ein so fremder Begriff ist, mit Krone

und Scepter erwartet, während er ganz schlicht, freundlich und menschlich auftrat, erregte großen Enthusiasmus.

Die Leute, denen das Wohl des Landes am Herzen lag, die endlich dieser Aera von Blutvergießen, von Bürgerkrieg, von Tyrannei und Revolution entkommen wollten, setzten ihre Hoffnung und ihr Vertrauen auf den Kaiser. Ihre Lage war eine gräßliche gewesen und ward durch die französische Intervention nicht versüßt. Viele blickten mit froher Zuversicht in die Zukunft und hätte man ihren Versicherungen Glauben geschenkt, so mußte man die Erwartung hegen, daß sie das neue Kaiserreich, den geliebten Monarchen mit Gut und Blut beschützen würden.

Kaiser Maximilian's Reise erlitt eine sehr unliebsame Störung: Hitze und Feuchtigkeit hatten ihm eine starke Verkühlung zugezogen; in dem kleinen Orte Irapuato, unweit der Stadt Queretaro, war er an einer heftigen Angina nicht unbedenklich erkrankt. Stürme und Ueberschwemmungen hatten während einiger Tage die telegraphische Communication zwischen dem Kaiser und der Hauptstadt zerstört; daher erfuhr man daselbst die Krankheit des Monarchen erst, nachdem sich derselbe bereits auf dem Wege der Besserung befand. Der Kaiser aber sah sich genöthigt, die fernere Bereisung des Landes einer späteren Zeit aufzubewahren. Guadalaxara, die schönste, blühendste Stadt des Landes, hatte schon

Vorbereitungen zum Empfang des Monarchen getroffen, aber sein Besuch unterblieb.

In der Hauptstadt seufzte, ja murrte man bereits über sein langes Ausbleiben; die Minister waren rath- und thatlos, auch Bazaine legte die Hände in den Schooß. Inzwischen wurde mehr geplündert und gewegelagert als sonst; eine Diligence wurde vor den Thoren der Hauptstadt ausgeraubt und kehrte mit ihren Passagieren dorthin zurück, nachdem, wie ein lustiger Franzose behauptete, die Räuber ihnen nichts gelassen hatten: „que les yeux pour pleurer!“ Bei einer anderen Diligence wurde der Kutscher vom Bock herabgeschossen; ein französischer Reisender, der Marquis de Radepont, wurde überfallen und nur nachdem er mit seinem Revolver mehrere Guerilla's getödtet hatte, konnte er seine Reise fortsetzen. Diese Zustände schrieen nach Abhülfe!

Neuntes Kapitel.

Die Feier der Unabhängigkeit Mexico's. Die Spanier in Mexico. Einfluß der Ereignisse in Nordamerica und der französischen Revolution. Sturz der spanischen Bourbonen. Rückwirkung auf die Colonien. Die Befreiungskriege. Die Pfarrer Hidalgo, Morelios und Matamoros. Iturbide. Das Kaiserreich. Augustin I. Mexico als Republik. Gegendemonstration bei der Feier. Aguacero. Erdbeben. Scorpione. Reisehindernisse. Rückkehr des Kaisers. Der Klerus.

Auf die ersten Tage des Monats September fällt die Erinnerungsfeier der Unabhängigkeit Mexico's. Der Kaiser war abwesend, die Kaiserin präsidirte bei den Festlichkeiten; es wurde ein Te Deum abgehalten, es gab Diners bei Hof, Festvorstellungen im Theater. Und doch war es eine mißliche Sache mit dieser Feierlichkeit. Die Losreißung vom Mutterlande ist nicht blos durch eine Reihe von Gräueln und Freveln gebrandmarkt, wie dies bei gewaltsamen Revolutionen ja immer der Fall ist, sondern Mexico hat auch seine Unabhängigkeit wahrlich nicht zu Ehren gebracht. Auf den Tafeln der Geschichte hat es als freier Staat keine Tage der Größe einzutragen, nur Zeiten des sittlichen und des materiellen Verfalles. Die schöne Idee der Unabhängigkeit ist hier

nie zur Geltung gekommen, und mit der Befreiung vom spanischen Drucke wurden nur weit größere Tyrannei und Willkür entfesselt. Dennoch wird wohl Niemand die spanische Regierung von großer Schuld gegen die Colonien lossprechen wollen, obzwar von allen spanischen Besitzungen in America dem „Königreiche Mexico" die größte Sorgfalt zugewendet wurde. Nirgends fand man unter den Eingeborenen eine so weit vorgeschrittene Civilisation wie hier, nirgends eine arbeitsamere Race, nirgends Menschen, die ihr hartes Loos mit so großer Sanftmuth und Geduld ertrugen.

Das Land selbst wetteiferte an Reichthum des Bodens in Bezug auf agricole wie auf minerale Schätze mit allen Gegenden der neuen Welt, ja es übertraf die meisten anderen. Das Mutterland konnte unermeßliche Summen daraus ziehen. Die spanische Regierung war daher sorgsamer in der Wahl jener Männer, die sie mit großer Macht ausgestattet als Vicekönige nach dem herrlichen Mexico sandte; viele unter ihnen waren Männer von ausgezeichneten Eigenschaften, von wahrer Menschenliebe, aber weder die Ideen noch die Institutionen der damaligen Zeit konnten die armen Indianer vor dem furchtbarsten Druck und der Habgier der Colonisten schützen. Das schreckliche Princip der „Repartimientos" wurde von San Domingo und Cuba nach Mexico verpflanzt. Es vertheilte gleich Heerden die Indianer an die Spanier und führte somit das

Sclaventhum in seiner empörendsten Form ein. Die unmenschlichen Herren schleppten die ihnen schutzlos Preisgegebenen in die Minen, wo sie nach Gold und Silber graben mußten, und erdrückten sie unter der Wucht der Arbeit.

In kurzer Zeit wurden durch diese Behandlung die Indianer auf den Inseln völlig ausgerottet, während sie sich in Mexico auf erschreckende Weise verminderten. Später wurde das Sclaventhum in eine Art von Leibeigenschaft verwandelt und erst gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts wurden energischere Maßregeln ergriffen, um dieses arme Volk vor gänzlichem Untergange zu retten. Ihr Unglück wurde dadurch etwas gemindert, aber der große zerstörende Einfluß auf ihre Bildung, ihre Intelligenz blieb, die Vernachlässigung, die Mißhandlungen von Jahrhunderten hatten die geistigen Fähigkeiten dieses Volkes auf lange erdrückt.

Doch nicht blos den Indianern gegenüber erwies sich die spanische Regierung als äußerst mangelhaft. Die Besorgniß, die Colonien könnten sich zu sehr von dem Einfluß und der Herrschaft des Mutterlandes befreien, ließ sie Maßregeln ergreifen, welche in der Länge der Zeit die größte Unzufriedenheit wachrufen mußten. Die Regierung sonderte nämlich ängstlich alle in den Colonien geborenen Spanier von jenen ab, welche auf der Halbinsel geboren und erzogen worden waren. Nur die Letzteren erhielten öffentliche Stellen im politischen,

administrativen oder richterlichen Amt; die Creolen wurden völlig davon ausgeschlossen.

Die Inquisition, dieses größte Verbrechen der Tirannei, wachte außerdem sorgsam, daß keine Begriffe von politischer Freiheit, von Menschenrechten bis zu ihnen dringen konnten; jedes Buch wurde einer dreifachen Censur unterworfen. Hingegen lullte man die Creolen durch die Gewährung materiellen Wohlstandes und die Befriedigung ihrer Eitelkeit ein. Man gab ihnen Gelegenheit, sich in den Minen oder durch großen Grundbesitz zu bereichern; man verlieh ihnen Titel und mehr noch als dies, man erlaubte ihnen, sich Officierspatente zu kaufen, deren Erlös den Säckel der Vicekönige oder den öffentlichen Schatz füllte. So kam es oft vor, daß kleine Kaufleute in reichgestickter Uniform in ihren Buden saßen und Kaffee und Zucker abwogen, was dem Fremden sehr komisch erscheinen mußte.

Trotzdem war es unmöglich, die Ereignisse in anderen Ländern für Mexico ungeschehen zu machen. Vor Allem war es der Befreiungskrieg in Nordamerica, der Abfall der englischen Colonien vom Mutterlande, die Constituirung der Vereinigten Staaten als föderative Republik, welche die Colonisten Mexico's aus ihrem Schlummer rüttelte. Auch der Wiederhall der französischen Revolution erklang weithin über das Meer bis nach Neuspanien hinüber, und die Wachsamkeit der Inquisition war außer Stande, die tiefe Erregung zu

unterdrücken, welche jene großen Weltereignisse auch hier hervorriefen.

Unter dieser vorbereitenden Einwirkung gelangte die Nachricht nach Mexico, daß jene Macht, von welcher jeder Einfluß für die Colonien ausströmte, aufgehört hatte zu bestehen: die Bourbonen in Spanien waren gestürzt!

Zum ersten Male erwachte in den Mexicanern das Gefühl der Selbstständigkeit; schnell bildete sich eine Partei, die im Ayuntamiento von Mexico warme Anhänger zählte. Es war im Juli 1808, als diese Körperschaft in großer Gala sich zum Vicekönige Don José Iturigaray verfügte und unter gleichzeitiger Versicherung der größten Anhänglichkeit an das Königshaus doch um Bildung einer Nationalversammlung bat, welche, aus Deputirten von allen Provinzen des Reiches bestehend, über die in diesem Falle nothwendig gewordenen Maßregeln entscheiden sollte.

Iturigaray nahm ihr Ansinnen nicht ungünstig auf, wies sie aber an die Audiencia von Mexico, einer Art von Staatsrath, welcher aus hohen Würdenträgern bestand, die sämmtlich geborene Spanier waren, ja sich niemals mit Creolinnen vermählen durften, und die Controle für die Handlungsweise des Vicekönigs bildete.

Die Audiencia, den Einfluß der Creolen und den Verlust der spanischen Obermacht fürchtend, bekämpfte mit aller Kraft den Vorschlag des Ayuntamiento, und

als sie die Zuneigung des Vicekönigs zu demselben bemerkte, ließ sie ihn des Nachts in seinem Bett überfallen und ihn und seine zwei Söhne in die Kerker der Inquisition werfen. Ebenso wurden mehrere Mitglieder des Ayuntamiento theils im Fort von San Juan de Ulloa eingekerkert, theils nach den Philippinen deportirt. Diese Gewaltmaßregeln erregten die größte Unzufriedenheit im Lande und rissen die Kluft zwischen Spaniern und Mexicanern immer weiter.

Merkwürdig ist es, daß es besonders die Geistlichkeit war, welche die Ideen nationaler Freiheit zu den ihrigen machte. Im ganzen Lande gährte es, überall kam es zu kleinen Kämpfen zwischen den Spaniern und Creolen, aber ein Pfarrer erhob zuerst das Banner der Empörung und gab den ersten Anstoß zur Losreißung Mexico's von der spanischen Herrschaft. Don Miguel Hidalgo y Costilla, Pfarrer in Dolores unweit Guanaxuato, von einer beinahe ganz indianischen Gemeinde, ein Mann über 60 Jahre alt, bereitete mit großer Klugheit und Energie die Insurrection vor. In Queretaro verband er sich mit Don Miguel Dominguez und seiner muthigen Frau, in Guanaxuato wußte er drei Officiere zu gewinnen.

In den Indianern, die ihn liebten und verehrten und für welche er väterlich gesorgt hatte, erweckte er das Gefühl ihrer Unterdrückung, die Rachelust für so viele erlittene Unbilden. Die Anmaßung der Spanier

wirkte ebenso mächtig auf die Gemüther, als sie die Insurrection nährte, und so begann denn 1810, zwei Jahre nach der Gefangennehmung Iturigaray's, der Kampf um die Selbstständigkeit Mexico's.

Der Zug Hidalgo's und seiner Schaar war aber durch furchtbare Gräuel und Schandthaten bezeichnet. Bei den Indianern schien der längst schlummernde Blutdurst der aztekischen Zeit wieder zu erwachen und Hidalgo, der christkatholische Pfarrer, that ihrer Grausamkeit keinen Einhalt. Guanaxuato ward zuerst erobert und alle in dieser volkreichen und blühenden Stadt lebenden Spanier wurden ermordet. Ebenso erging es in Valladolid und Guatalaxara, und siegestrunken wendete sich nun Hidalgo gegen die Hauptstadt. Doch hatte die Kunde seiner Grausamkeit viele rechtliche Mexicaner gegen ihn erhoben, eine reguläre Armee trat ihm entgegen, und unfähig, den Kampf mit ihr aufzunehmen, zog er sich zurück, ward aber verfolgt und sowohl bei Aculco, als auch bei der Brücke von Calderon vom spanischen Feldherrn Calleja geschlagen. Noch gelang es ihm, sich mit einem Theile seiner Truppen gegen die Vereinigten Staaten zurückzuziehen, hier ward er aber vom Insurgenten-Officier Elisonzo verrathen und fiel 1811 in die Hände seiner Feinde. Hidalgo und viele seiner Anhänger wurden erschossen.

Mit ihm aber war die Sache der Unabhängigkeit nicht verloren; sein College und Freund, der Pfarrer

Morellos, ergriff die gesunkene Fahne und an seiner Seite kämpfte der Pfarrer Matamoros. Die Insurrection gewann immer größere Ausdehnung, doch ihr Heer war schlecht organisirt und schlecht verpflegt, und trotz Siegen bei Acapulco, Guadalaxara und Oaxaca, besonders aber bei Palmár, konnten die Insurgenten in der Länge der Zeit dem besser geführten Heere regulärer Truppen nicht widerstehen. Nach mehreren Niederlagen, bei Valladolid, bei Puruaran, wo ihnen der spanische General Iturbide siegreich gegenüberstand, fielen die Anführer in die Hände der Spanier und Morellos und Matamoros erlitten das Schicksal Hidalgo's.

Mehrere Jahre blieb nun das Land, des Kampfes und des Blutvergießens müde, in anscheinender Ruhe; aber der Haß gegen die spanische Herrschaft, die Sehnsucht nach Unabhängigkeit glimmten unter der Asche. Ferdinand VII. war nach Spanien zurückgekehrt, die Constitution, welche Napoleon dort in's Leben gerufen hatte, ward abgeschafft und ebenso wurden die in's Leben getretenen liberaleren Institutionen Mexico's, wie die Junta, unterdrückt. Neue Truppen kamen nach den Colonien, der Vicekönig mit all' seinen Rechten wurde wieder eingesetzt und so schienen Frieden und Ordnung hergestellt.

Die Mexicaner aber harrten nur des günstigen Augenblickes, um von Neuem nach Selbstständigkeit zu

ringen. Im Jahre 1820 brach in Spanien eine Militär-Revolution aus, welche die Constitution gewaltsam wieder einsetzte. Dadurch wurde sie factisch auch in Mexico berechtigt und diese Nachricht verursachte dort die größte Aufregung. Der Vicekönig rief Iturbide an die Spitze eines bedeutenden Heeres. Obwohl Creole, hatte er doch schon früher der spanischen Sache große Dienste geleistet; nun aber fühlte sich auch Iturbide von der Idee der Unabhängigkeit hingerissen. Er heuchelte daher Uebereinstimmung mit den Plänen des Vicekönigs, und bauend auf seine Popularität bei den Mexicanern, welche in doppelter Anzahl als die Spanier seine Armee bildeten, stellte er sich an die Spitze der Revolution und proclamirte den 24. Februar 1821 zu Iguala die Unabhängigkeit Mexico's; gleichzeitig eröffnete er einen Plan, nach welchem das Land, nach monarchisch-constitutionellem Grundsatze regiert, zum Kaiserreich erhoben werden sollte. Die Krone wurde dem Könige von Spanien, Ferdinand VII., und nach seiner abschlägigen Antwort seinen Brüdern Don Carlos und Don Francisco de Paula, dann dem Erzherzog Carl von Oesterreich angetragen. Keiner folgte diesem Rufe. Doch fand der Plan ungeheure Beistimmung im Lande; Städte und Provinzen erklärten sich für Iturbide; die bereits verschollenen Führer der Insurgenten Nicolas Bravo, Guadelupe Victoria und Andere

eilten aus ihrer Verborgenheit, um sich mit ihrem Anhange unter Iturbide's Fahne zu schaaren.

Der Vicekönig Apodaca und seine Truppen blieben rath- und thatlos in der Hauptstadt, bis Apodaca durch einen anderen Vicekönig, den General O'Donuju, ersetzt wurde. Dieser folgte einer Einladung Iturbide's zu einer Zusammenkunft in Cordova und hier wurde von den beiden Generalen ein Vertrag geschlossen, der den Plan von Iguala bestätigte. Gleichzeitig wurde bestimmt, die Krone einem dritten Infanten Don Carlos Luis, Erbprinzen von Lucca, anzutragen, im Falle erneuerter Ablehnung aber von dem Principe abzukommen, bei der Wahl eines Kaisers von Mexico nur auf Prinzen von regierenden Häusern Rücksicht zu nehmen. O'Donuju wurde Mitglied der Junta, die vorläufig die Regierung übernehmen sollte. Von diesem Augenblicke an war die Unabhängigkeit Mexico's eine vollzogene Thatsache.

Nachdem auch der dritte Infant die Krone Mexico's nicht angenommen, die spanischen Cortes den Vertrag von Cordova als null und nichtig erklärt hatten, ohne die Macht zu haben, mit Gewalt die neue Ordnung der Dinge umzustoßen, trat Iturbide als Candidat der Kaiserkrone Mexico's auf. Er hatte einen großen Anhang im Lande, namentlich bei der Armee; auch die höhere Geistlichkeit, welche das Ueberhandnehmen demokratischer Ideen und Institutionen im Lande

fürchtete, war diesem Plane hold und so kam es, daß Iturbide den 18. Mai 1822 zuerst von den Soldaten, dann von einer großen Menschenmenge als Augustin I. zum Kaiser ausgerufen wurde.

Die Bevölkerung drang in die Sitzung der Junta, wo diese wichtige Frage berathen werden sollte und beherrschte durch ihre Aufregung die Gemüther so sehr, daß Iturbide auch hier mit 71 Stimmen gegen 18 zum Kaiser erwählt wurde. Seine Krönung erfolgte, doch blieb die Gegnerschaft zwischen der Junta und Augustin I. stets lebendig. General Santa Anna, ein Günstling Iturbide's, stellte sich in Veracruz an die Spitze der Empörung, Bravo, Guerrero, Victoria und viele andere gesellten sich zu ihm.

Im Mai 1823 trug eine englische Fregatte den entthronten Kaiser und seine Familie gegen Europa. Zu seinem Unglücke faßte er den Plan, im Juli 1824 wieder nach Mexico zurückzukehren. Beinahe allein landete er unweit Tampico in Soto la Marina, wurde gefangen genommen und erschossen.

Nun wurde in Mexico die Republik ausgerufen; ein Versuch der Spanier, wieder die Herrschaft an sich zu reißen, wurde von den Generalen Teran und Santa Anna siegreich zurückgewiesen, worauf der Congreß alle in Spanien Geborenen aus dem Lande verbannte. Eine große Anzahl tüchtiger, arbeitsfähiger und indu-

strieller Menschen und große Capitalien gingen dadurch verloren!

Die Geschichte der mexicanischen Republik ist nichts als die Aufzählung immerwährender Revolutionen, Bürgerkriege und Pronunciamento's gegen die Präsidenten, die Sucht nach Macht und Reichthümer der Einzelnen auf Kosten des Ganzen, die Geschichte des Untergangs alles materiellen Wohlstandes, alles geregelten Lebens, aller Sicherheit, aller sittlichen Grundlage für die Nation, alles Wissens und aller Bildung, die Geschichte der größten Corruption in allen Branchen der Administration und der Rechtspflege. Bei diesen Zuständen konnten nur zwei Dinge gedeihen: der öffentliche Straßenraub und der geheime Betrug. Immer und immer wieder, bei jeder Umwälzung, in jedem Kampfe, taucht der Name Santa Anna's auf, er spielte überall eine Rolle und hat sie auch jetzt noch nicht ausgespielt.

Die Nordamericaner, die Anarchie benützend, welche dem Reiche macht- und kraftlos die Hände band, fielen im Jahre 1846 in dasselbe ein, ohne nur nach einem Anlaß zu suchen und drangen bis nach Mexico, wo ein schmählicher Frieden ihnen mehr als die Hälfte des Landes preisgab. Uebrigens erfreuen sich die eroberten Provinzen eines Gedeihens, das sie unter der mexicanischen Regierung nie gekannt hatten.

Dieses sind die Zustände, welchen die französische Intervention ein Ende setzen sollte, dies ist die Unab-

hängigkeit, dieses waren die Helden, denen zu Ehren im September 1864 Festlichkeiten bei Hofe und in der Hauptstadt veranstaltet wurden.

Natürlich gab es Männer, welche keine Lust verspürten, daran Theil zu nehmen! Ihre Väter oder Großväter waren damals ermordet, ihre Habe geplündert worden und so geschah es, daß das Theater, in welchem die Anwesenden durch eine nicht enden wollende Festvorstellung, mit Reden, patriotischen Manifestationen 2c. 2c. heimgesucht wurden, an diesem Tage beinahe leer blieb. Ein Aguacero ärgster Gattung ward vielen zur erwünschten Ausrede. Schuhhoch stand das Wasser in den Straßen Mexico's, schnell waren die wenigen Wagen vergriffen und viele Herren mußten zu dem in Mexico sehr gebräuchlichen Mittel greifen, sich auf dem Rücken von Indianern, die sich zu diesem Dienst herandrängen, durch die Straßen tragen zu lassen.

Tags darauf wurde auf der Plaza Major ein großes Feuerwerk abgebrannt; die umliegenden Häuser waren erleuchtet und der ohnedies sehr schöne Platz gewährte einen imposanten Anblick. Stets bot es viel Interesse, diesen weiten Raum zu durchwandeln, denn hier ist in den langen Abenden der Sammelplatz der Indianer; auf kleinen Dreifüßen brennen Kohlenfeuer und beleuchten die dunkeln Gestalten; nebenan verkauft eine alte Indianerin Tortillas, auf Stufen stehen mehrere Reihen von Krügen, die bunt bemalt und vergoldet,

große Quantitäten von Pulque enthalten; doch ist dieser auch bereits in Gläsern eingeschenkt und die Indianer verstehen es, ihn in einem und demselben Glase „tricolore", d. h. weiß, grün und roth gefärbt, dem Publicum besonders anziehend zu machen.

Bald nach dieser Epoche erlebten wir ein Naturereigniß, das in unseren nördlichen Regionen zu den Seltenheiten gehört, auf dem vulkanischen Boden America's aber häufig genug Schrecken und Verderben über seine Einwohner bringt.

Es war in der Nacht vom 2. auf den 3. October; der Tag war besonders heiß gewesen, zum ersten Male hatte sich Abends eine drückende Schwüle fühlbar gemacht, ich litt an heftigen Kopfschmerzen und ging mit Fieberbewegungen spät zu Bette. Doch lag ich im tiefen Schlafe, als mich um zwei Uhr das Gefühl weckte, als würde ich leise gewiegt und geschaukelt; die Bewegung ward immer heftiger und als ich zum Bewußtsein kam, krachte und stöhnte alles um mich herum, Tische und Stühle klapperten und das Schwanken unter mir war so stark, daß ich mich in meine Cabine zurückversetzt glaubte. Alle Augenblicke meinte ich, jetzt würde die Decke meines Zimmers einstürzen, jetzt die Wand in den Hof hinabsinken. Nie werde ich dieses Gefühl vergessen, das Einen erfaßt, wenn der feste Boden unter den Füßen wankt und eine Sicherheit aufhört, an welcher zu zweifeln man nie gedacht hat. Die zwei Minuten,

welche die Dauer des Erdbebens bildeten, schienen mir endlos.

Ueberall, im Hause und auf der Gasse ward es plötzlich lebendig, man hörte laufen und schreien. Ich warf mich in meine Kleider und eilte auf die Galerie, auf welcher sich bald alle Hausgenossen in den abenteuerlichsten Anzügen versammelten. Einer derselben, der durch das Klirren seiner Glasthüre geweckt wurde und seinen an derselben gehängten Rasirspiegel sich bewegen sah, laufen und lärmen hörte, war der Ueberzeugung, ein Dieb sei in seinem Zimmer gewesen. Laut „au voleur“ schreiend, mit dem Licht in der Hand, sein mangelhaftes Costume grell beleuchtend, erschien er auf der Galerie des oberen Stockwerkes und nur mit Mühe konnten ihn die anderen überzeugen, daß es sich nicht um menschliche Frechheit handle, sondern daß die Erde sich unziemliche Sprünge erlaubt hatte.

Der Schrecken endigte in großer Heiterkeit; wir unerfahrenen Europäer wußten nebstdem nicht, ob wir es wirklich auch mit einem heftigen Erdbeben zu thun gehabt hatten und ob am folgenden Morgen die Mexicaner uns nicht verspotten würden. Dem war aber nicht so. Seit Menschengedenken war kein so heftiges Erdbeben über Mexico gekommen und die Eingeborenen waren äußerst erschreckt. Niemand hatte sich mehr zu Bett begeben, man hatte die ganze Nacht gezittert und gebetet.

Die Hauptstadt war aber mit dem Schrecken davon gekommen. Da nur eine dünne Erdschichte ein weites Wasserbecken deckt, sind die Erdstöße dort stets wiegender und sanfter, und können nicht so vernichtend auf die Gebäude einwirken. In anderen Städten des Reiches hatten sie aber viel Unheil angerichtet und aus Puebla, Orizaba, Jalapa, Oaxaca u. s. w. kam manche Trauerbotschaft. Die Prophezeiung einer baldigen Wiederholung traf glücklicher Weise nicht ein.

Mehr als es das Erdbeben gethan hatte, erschreckte mich am folgenden Morgen die Entdeckung, daß ein großer Scorpion sich mein Bett als Zufluchtsort ausgesucht hatte. Obwohl er sich keine persönlichen Feindseligkeiten gegen mich erlaubt hatte, ward er doch zum Tode verurtheilt und hingerichtet.

Unsere Absicht, mit dem ersten Octoberschiff Mexico zu verlassen, den Weg über Habanah und New-York zu nehmen, dort an das Land zu steigen und unsere Ausflüge bis zum Niagarafall auszudehnen, worauf ich mich unendlich gefreut hatte, scheiterte an der Unmöglichkeit, Veracruz zu Wagen zu erreichen. Je mehr man uns das Ende der Regenzeit vorhersagte, desto ärger waren die Aguaceros, und das Einzige, was auf das baldige Aufhören derselben hoffen ließ, war die Unregelmäßigkeit, mit welcher sie eintraten; denn selbst die Morgen waren nicht mehr sicher und die tro-

pischen Güsse hatten die wohlbekannte und äußerst langweilige Form eines europäischen Landregens angenommen.

Die Unsicherheit war peinlich und machte das Scheiden beinahe noch schwerer. Und schwer war es, diesem herrlichen Land wohl für immer Lebewohl zu sagen. Es ist in vielen Theilen ein Paradies in Bezug auf Klima, Naturschönheit und Reichthum.

Der Kaiser war Ende October wohl und sehr zufrieden mit seinen Erlebnissen und Beobachtungen von seiner Reise zurückgekehrt. Er hatte fern von der Hauptstadt fähigere Menschen, tüchtigere Charaktere kennen gelernt und seine Hoffnungen auf ein günstiges Resultat seiner Bemühungen hatten sich gesteigert.

Die Kaiserin, von Marschall Bazaine begleitet, war ihrem Gatten mehrere Leguas weit entgegengereist. Der Marschall hatte auf einer, das Thal weithin beherrschenden Anhöhe ein Feldlager herstellen und ein für die Majestäten bestimmtes Zelt mit allen Bequemlichkeiten versehen lassen. Hier traf das Kaiserpaar zusammen und wurde von Bazaine*) bewirthet. Auch die Nachtruhe wurde daselbst gehalten und am folgenden Morgen die Rückreise nach der Hauptstadt angetreten,

*) Bazaine war nach seiner Ernennung zum Marschall so sehr von seiner Würde erfüllt, daß seine Visitkarten die Aufschrift trugen: „Son Excellence le Maréchal Bazaine.“ Ich meinte, er hätte richtiger „**Mon** Excellence“ auf die Karte setzen lassen.

deren Bewohner zum Empfang der Majestäten in großer Menge herbeieilten und alle Straßen mit Triumphpforten und anderen Festzeichen geschmückt hatten.

Bald darauf, den 8. November, nahmen wir in Chapultepec Abschied vom Kaiserpaar. Des Kaisers letzte Worte an uns lauteten: „Sagen Sie meiner Mutter, daß ich die Schwierigkeiten meiner Aufgabe nicht unterschätze, daß ich aber meinen Entschluß noch keinen Augenblick bereut habe.“

Und wirklich schien damals sich alles günstiger zu gestalten, als man hoffen durfte; der Krieg in Amerika wendete sich immer mehr und mehr zu Gunsten der Südstaaten, von denen Mexico eine gute Nachbarschaft zu erwarten hatte; viele Anführer der Dissidenten hatten sich dem Kaiser unterworfen, die Partei des Juarez schien immer geringer, jene der Anhänger des neuen Kaiserreiches täglich zahlreicher zu werden. Die Parteien überhaupt zu versöhnen war des Kaisers aufrichtiges Streben; manche Annäherungen hatten stattgefunden und eine Zeit lang war es, als sollte das tief begründete Bedürfniß nach Frieden und Gesetzmäßigkeit dem Kaiser eine Anzahl Männer zuführen, welche ihre Anstrengungen mit den seinigen vereinigen würden, um der Ordnung im Lande und dem Aufblühen aller Kräfte desselben neue Wege zu bahnen.

Die Ersten aber, die sich dem Kaiserreiche feindlich zeigten, waren die Geistlichen, und diese sind eine große und sehr gefährliche Macht im Lande. Wenn der niedere Clerus, der gewöhnlich arm und in inniger Verbindung mit seinen Pflegebefohlenen steht, allen Freiheitsideen sehr zugänglich ist, ja, wie wir eben gesehen haben, seiner Gemeinde das Banner der Empörung begeistert und blutbefleckt vorantrug, so gehörte der hohe Clerus seit lange der conservativen Partei des Landes an. Er hatte sich im Lauf der Zeiten große Reichthümer gesammelt, großen Einfluß erworben und bald mehr als die Hälfte des Landes zu seinem Grundbesitz gezählt.

Dieser Reichthum hatte wahrlich nicht zur Erhöhung seiner Würde beigetragen, denn der Gebrauch, den er davon machte, war ein sehr wenig erbaulicher. Theils hatte er ihn zu politischen Intriguen verwendet, theils auch zu einem Aufwande und einer Lebensart benützt, welche gar sehr gegen den geistlichen Beruf und die geistlichen Pflichten stritten. Die große Unmoralität seines Privatlebens ist bekannt; diese ist auch bei dem niederen Clerus sehr verbreitet und wird dort kaum mehr mit der Wahrung äußeren Anstandes betrieben.

Der große Stein des Anstoßes zwischen der Regierung Kaiser Maximilian's und dem Clerus war die Confiscation eines Theils der geistlichen Güter,

welche unter den früheren Regierungen, nach den Befreiungskriegen, vollzogen worden war. Die Geistlichkeit hoffte und forderte die Rückgabe dieser Güter, die seit Jahrzehnten von einer Hand in die andere übergegangen waren und durch die Macht der Zeit unumstößliche Verhältnisse gebildet hatten. Bald ward es den geistlichen Herren klar, daß der Kaiser keineswegs Willens war, auf diese Forderungen einzugehen, noch überhaupt dem maßlosen Hochmuth, mit welchem sie auftraten, die Zügel schießen zu lassen.

Die unchristliche Weise, mit welcher sie ihr heiliges Amt versahen, erregte mehr wie einmal seinen Unwillen, und mußte dasselbe Gefühl bei allen Jenen hervorrufen, die mit der größten Ehrfurcht für die Religion die tiefe Ueberzeugung verbinden, daß ihre segensreichste Mission hier auf Erden die der werkthätigen Liebe sei.

Die hohe Geistlichkeit von Mexico legte zuerst Hand an das Bestreben, den Thron Maximilian's zu untergraben.

Zehntes Kapitel.

Vorbereitungen zur Abreise El Desierto. Der Allerseelentag. Abschied. Die Rückreise. Gezwungener Aufenthalt in Veracruz. Die Belgier. Die Louisiane. Einschiffung. Seefahrt. Erneuertes Elend. Santiago de Cuba. Die Martinique. Meer und nichts als Meer. Alles hat ein Ende, auch eine Reise nach Mexico.

Erst mit Beginn des Monats November war es möglich, ernstlich an unsere Abreise zu denken. Der Weg bis Orizaba war fahrbar; weiterhin hatte zwar noch keine Diligence ihre Passagiere befördert, doch waren wir entschlossen, uns zu Fuß oder zu Pferd Bahn zu brechen, um mit dem französischen Dampfer halben November die directe Fahrt von Veracruz nach St. Nazaire zu unternehmeu.

Einen herrlichen Ausflug gönnten wir uns noch nach dem verfallenen Kloster El Desierto, auf mächtigen Felsen in einem Walde gelegen, so großartig, so schön! in dessen unmittelbarer Nähe wir aus der Quelle schöpften, welche ihr köstliches Wasser durch einen der Aquäducte meilenweit bis nach der Hauptstadt sendet. Die Vegetation ist hier besonders prachtvoll; außer im Park von Chapultepec sah ich nirgends in Mexico so hohe

Bäume; namentlich die Nadelholzgattungen entfalten hier eine Schönheit, die uns zur höchsten Bewunderung hinriß. Darunter zieht sich der schönste Rasen über die Höhen und die Thäler, blüthenreiche Gesträuche lehnen sich an die Stämme und die Großartigkeit der Landschaft vereinigt sich mit der entzückendsten Lieblichkeit.

In dem verfallenen Kloster ist jetzt eine Glasfabrik angebracht. Einer der Arbeiter, der uns deutsch sprechen hörte, war hoch erfreut, das Idiom seiner Heimat mit uns reden zu können.

Unsere mexicanischen Freunde boten ihre ganze Ueberredungsgabe auf, um uns zu vermögen noch einen Theil des Winters im Lande zu bleiben, doch hatten wir gewichtige Gründe, diesem Ansinnen nicht Folge zu leisten, so sehr es auch den eigenen Wünschen entsprach, denn es fiel uns gar schwer America zu verlassen, ohne mehr davon zu sehen; ja es war eine Tantalusqual, jene Genüsse so nahe zu wissen und sie gleichwohl nicht erreichen zu können.

Den Allerseelentag verlebten wir noch in Mexico; derselbe ist insoferne merkwürdig, als er dort mit Fröhlichkeit und, was noch störender ist, mit Frivolität begangen wird, während er doch in allen anderen katholischen Ländern der schmerzlichen Erinnerung an alle Jene gewidmet ist, die wir im Leben lieb hatten und die uns durch den Tod entrissen wurden.

Schon mehrere Tage vorher werden Buden auf der Plaza mayor aufgeschlagen, die sich nach und nach mit Spielwaaren und Zuckerwerk füllen. Alles aber hat Bezug auf den Allerseelentag und so sind es kleine Särge, Todtenköpfe und Gerippe, Katafalke, Priester mit dem landesüblichen Don Basiliohut, ganze Leichenzüge aus Holz, Zucker oder Kohle, die in allen Dimensionen den Kindern als Spielzeug oder Naschwaaren geboten werden. Jubelnd durchziehen diese dann auch die schmalen Gäßchen, welche die langen Budenreihen auf dem großen Platze bilden und machen ihre Einkäufe. In jedem Hause wird Nachts ein Tisch gedeckt, auf dem ein derartiger Spielereienkatafalk aufgerichtet und von Eßwaaren umgeben wird. Kinder und Hausleute sind der Ueberzeugung, daß wenn Alles schläft, die Todten sich um diesen Tisch setzen und ein Festmahl halten.

Wenn es dunkelt, begibt sich beim Scheine der Fackeln und Laternen die schöne Welt von Mexico nach dem Hauptplatz, promenirt dort zwischen den Buden und schließt mit Lachen und Scherzen diesen weihevoll ernsten Tag.

Ueberhaupt sah ich nirgends so wenig wahre Pietät wie in Mexico; Vornehme und Niedere stehen sehr unter dem Einfluß der Geistlichen, küssen den frommen Herren demüthig die Hände, beobachten die äußeren Uebungen mit großer Gewissenhaftigkeit; nichts aber ist weniger erhebend als der Gottesdienst in Mexico.

Wie eine Heerde Schafe, die sich auf der Weide gelagert hat, umgeben die Menschen den Altar, liegend, zusammengekauert auf dem schmutzigen Fußboden; vornehme Damen im schweren Seidenkleide und der Mantilla und der schmutzige, ekelhafte Lepero, der Lazzaroni Mexico's, dicht an einander gedrängt, dazwischen zahllose Hunde, die zu Tausenden herrenlos herumlaufen, doch überall geduldet werden und sich auch in den Kirchen einfinden, wo sie auf den Kleidern der Damen liegen oder bellend mit einander in Streit gerathen.

Nie sah ich eine so unandächtige Menge; wenn aber das Glöckchen erklingt, da neigt alles den Kopf bis auf den Boden und bekreuzt mit der größten Schnelligkeit und zu unzähligen Malen Stirne, Mund und Brust, alle im nämlichen Tempo. Ein französischer Geistlicher versicherte mir, er habe alle Mühe gehabt, das Lachen zu verbeißen, als er am Altare stehend, zum ersten Male diese Geberden gesehen hatte. In Mexico aber herrscht nicht wie in Veracruz die Mode, in der Kirche geräuschvoll mit dem Fächer zu spielen; überhaupt sah ich in Mexico selten einen Fächer in den kleinen Händchen der Damen.

Ueberall noch erhielten wir Beweise der Liebenswürdigkeit und Gastfreundschaft, ehe wir dem schönen Mexico den Rücken wenden mußten; das Kaiserpaar verabschiedete uns auf sehr freundliche Weise, in der Stadt folgte eine Einladung der anderen; endlich aber

brach die Nacht an, die wir für unsere Abreise festgesetzt hatten, um mit Sicherheit Veracruz noch zur rechten Zeit vor Abgang des französischen Dampfers zu erreichen.

Es war in der Mitternacht des 8. auf den 9. November, als wir von unseren europäischen Freunden begleitet unser hübsches Haus auf der Puenta de San Francisco verließen, und uns zu Fuß nach dem Hôtel d'Iturbide begaben, um dort die Deligence zu besteigen.

Ernst gestimmt und schweigend gingen wir zum letzten Mal durch diese nun so öden, nur zeitweilig durch kleine, auf dem Pflaster stehende Handlaternen beleuchteten Gassen; von der Ferne erklang die monotone Melodie einer Drehorgel, welche ein galanter Jüngling gemiethet hatte, um damit seine „Novia" in den Schlaf lullen zu lassen, wohl die ärgste Degeneration ritterlichen Troubadourthums, die sich denken läßt. Sonst war Alles still. Herzlich und mit den besten Wünschen für das Wohlergehen aller Zurückbleibenden nahmen wir wehmüthigen Abschied.

Graf Bombelles und Major Boleslavsky begleiteten uns nach Veracruz, um dort eine Abtheilung der belgischen Legion zu empfangen; Chasseurs nahmen auf der Imperiale Platz und so begannen wir denn die Heimreise, mit deren Ende ich so viele Freude des Wiedersehens erreichen sollte, die aber beim Beginn mühselig und düster genug vor mir lag. Langsam und vorsichtig fuhren wir durch die dunkle Nacht; nur die

hellen Bilder der eben verlebten Vergangenheit zogen durch meine Erinnerung, bis mir die Müdigkeit die Augen schloß. Endlich lichtete sich der Himmel und als wir gegen sechs Uhr Morgens die Höhe des Rio frio zu besteigen anfingen, ging die Sonne auf und übergoß die beiden herrlichen Schneeberge mit Purpur; dieselben waren so nahe, daß man sie mit Händen greifen zu können meinte und boten den wunderlichsten Anblick. Es war, als hätte die Natur noch einmal ihre höchsten Reize entfaltet, um uns den Abschied schwer zu machen. Die veränderte Jahreszeit, in welcher beinahe nie ein Wölkchen den klaren, durchsichtigen Himmel trübt, bot uns manch neues Bild, das die heranbrechende Regenzeit im Frühjahre verschleiert hatte.

Der Weg war schlecht, Staub und Hitze waren sehr drückend und wir langten daher sehr ermüdet in Puebla an. Vor der Garita kam uns Monsieur de Heekeren entgegengeritten, den wir in Mexico kennen gelernt hatten, wo er der französischen Gesandtschaft zugetheilt war, während er nun als Officier in Puebla in Garnison lag und uns eine Einladung zu Tisch zu seinem Obersten brachte, die wir doppelt dankbar annahmen, als wir im Hôtel des Diligences den Schmutz sahen, der in den Zimmern, auf den Gängen und im weiten Hofe des Gebäudes massenhaft angehäuft war. Unbeirrt durch diese Umgebung, stolzirte ein prachtvoller Arras durch alle Räume.

Oberst Janningros bot uns in seinem hübschen Hause auf dem Hauptplatz wenigstens ein reinliches Mahl, an welchem auch ein Ameisenbär Theil nahm, der sehr zahm, aber schüchtern war und eine sehr komische Art hatte, sich aus Verlegenheit die Pfote vor das Gesicht zu halten. Dann machten wir noch einen Spaziergang durch die Stadt und überzeugten uns, wie das letzte Erdbeben beinahe kein Haus unbeschädigt gelassen hatte. Der Präfect von Puebla bot uns eine Privatwohnung an; da wir aber unsere Reise um zwei Uhr Nachts fortsetzten, schlugen wir dieses freundliche Anerbieten dankbar aus.

Die erste Strecke hinter Puebla ist sehr häßlich und sandig, nur mit endlosen Magueyenfeldern oder Cactuspflanzungen bedeckt; doch von allen Seiten winkten uns die herrlichsten Berge; hinter uns erhoben der Popokatepetl und der Iztazzihuatl in wolkenloser Schönheit ihre weißen Häupter zum Himmel; links lag die bewaldete Malincha, vor uns aber stand der König aller Berge, der Pic von Orizaba, der Citlatepetl der Azteken.

Viele Stunden lang währte der herrliche Uebergang über die Cumbres; der Weg war sehr steil und sehr schlecht, daher es die Herren vorzogen, zu Fuß zu gehen, meine Gefährtin und ich aber fürchteten die Gluthstrahlen der Tropensonne und ertrugen geduldig das Rütteln und Stoßen. Langsam ging es den Berg hinauf, als wir uns aber thalwärts wandten, knallte die

Peitsche des Kutschers, trieb die acht Maulesel zu gestrecktem Galop an, und so rannten wir in unserem haushohen Wagen über Stock und Stein den steilen Berg hinab, durch alle jähen Krümmungen der Straße, an den Abgründen vorbei. Ich schloß die Augen und ergab mich in mein Schicksal.

Je näher wir Orizaba kamen, desto prachtvoller ward die Vegetation und die Gegend. Die saftigsten Wiesen, die herrlichsten Berge, Wälder von Orangen, Granaten, Bananen, alle Herrlichkeiten der Tropen reihen sich an einander und in Mitten von diesem Uebermaß an Grün, an Blüthen und Früchten erhebt sich doppelt überraschend und doppelt herrlich die weiße, leuchtende Pyramide des Pic's!

Bis nach Orizaba erstreckte sich die Gastfreundschaft der Familie Escandon; hier besitzt sie die größte Baumwollfabrik des Landes, Cocolapam genannt; ein Beamter empfing uns an der Garita und geleitete uns in die Fabrik, wo uns nach zwei ganz ruhelosen Nächten und den Strapazen der Tage ein gutes Nachtlager sehr wohlthätig war.

Als ich des Morgens zu meinem Fenster trat, blickte hinter grünen Hügeln der Pic hervor, von der aufgehenden Sonne rosig beleuchtet, und tiefe Wehmuth erfaßte mich, daß ich auf immer von all' dieser Pracht scheiden mußte, und beinahe noch mehr bei dem Gedanken, mit meiner lebendigsten Erinnerung, mit all'

der Bewunderung, die auf ewig meine Brust für so viel Schönheit erfüllen würde, doch nie im Stande zu sein, Jenen einen Begriff von all' diesen Herrlichkeiten einzuflößen, die ich stets an meine Seite wünschte, wenn mein übervolles Herz beinahe zersprang vor dem Uebermaß der Empfindungen, welche alles Gesehene und Erlebte in mir hervorriefen. Daß in solchen Momenten keine von meinen Liebsten an meiner Seite stand, war das Einzige, was mir stets und überall fehlte, denn:

„Hochbeseligt . . .
Bedarf das Herz ein zweites Herz.“

Die Diligence versagte uns nun den Dienst; der Weg von Orizaba nach Cordova, wenn auch nur fünf Leguas lang, war dermaßen grundlos, daß der Diligencebesitzer seine Thiere nicht gefährden wollte. Die letzte Diligence, welche diese Strecke zurückgelegt hatte, war 52 Stunden lang unter Wegs geblieben.

Den Bemühungen unserer Herren gelang es endlich, uns ein anderes Gefährt zu verschaffen. Ein muthiger Mann von Orizaba unternahm es, unsere Weiterreise zu bewerkstelligen; wir bestiegen einen sehr hohen, schmalen, rothgefärbten, ganz aus Eisen gebauten Wagen, der mit einer von Stangen gehaltenen Decke versehen war.

Mehrere andere Reisende in zwei Wagen schlossen sich uns an; der Unternehmer der Expedition bestieg den Bock des ersten Wagens und leitete das Ganze,

untersuchte jede bedenkliche Stelle und seiner Umsicht verdankten wir es, daß wir nach achtstündiger Fahrt glücklich die kurze Strecke zurücklegten, für welche wir auf der Hinreise nur zwei Stunden verwendet hatten. Die Herren waren zu Pferd, doch war auch dieses „Transportmittel“ ziemlich gefährlich; die Pferde versanken an mancher Stelle bis zur Brust in Koth und Morast — der Weg war geradezu unbegreiflich! Durch Bergströme und über Wasserrisse ohne Brücken, über Felsblöcke und über Baumstämme, durch den Urwald, wo wir uns den Weg bahnten, über Sümpfe, Gräben, Lavastrecken ging es fort unermüdlich, an mancher Stelle, um nur durchzukommen, im Galop, mit der äußersten Anstrengung vom Kutscher und seinen braven Thieren. Gewiß ist es das Höchste, was man in dieser Beziehung leisten kann. Doch auch die Strapaze war beinahe zu groß. An vielen Stellen verließen wir den Wagen und gingen trotz der tropischen Sonnenhitze oft Stunden lang zu Fuß. Im Wagen war das Rütteln so arg, waren die Stöße so heftig, daß wir bald mit dem Kopf an die Decke, bald mit Armen und Schultern an die eisernen Stangen geworfen wurden und uns mit aller Kraft aneinander klammerten, um mehr Widerstand leisten zu können. Die Erschöpfung ward endlich so groß, daß meine Gefährtin in krampfhaftes Schluchzen ausbrach! Dabei war die wunderbare Schönheit der Gegend eine Auf-

regung mehr. Man wollte sehen, bewundern und wurde immer wieder davon abgezogen. Die Vegetation war unbeschreiblich reich und es offenbarte sich eine Mannigfaltigkeit an Bäumen, Gesträuchen, Blumen, Blättern, Lianen, die nicht genug beachtet und bewundert werden konnte. Alles kam mir schöner vor als auf der Hinreise, da nach der Regenzeit alles noch üppiger, die Luft um Vieles klarer und durchsichtiger war.

Unseren Einzug in Cordova hielten wir zu Fuß. Dieses kleine Städtchen mit seiner schönen Kathedrale liegt in einem Meer von Grün und Blumen, aus welchem schlanke Cocospalmen hervorragen.

Monsieur Legrand, ein reicher Franzose, hatte uns dort sein Haus angeboten, seine Frau empfing uns sehr freundlich und gab uns gute Nahrung und reinliche Betten; da wir aber wegen der großen Hitze die Mousselinevorhänge, welche dieselben umgaben, nicht fest verschließen wollten, wurden wir von den Mosquito's jämmerlich zugerichtet und brachten die Nacht beinahe schlaflos zu.

Den andern Morgen um sechs Uhr nahmen wir dankbar Abschied und setzten unsere Reise fort. Wir wollten Veracruz am Abend erreichen und hatten eine lange Tagereise vor uns. Der Uebergang über den Chiquihuite war wieder herrlich, dann ging es hinab in die Gluthebene, die sich bis zum Meer ausdehnt. Zum Glück war der Himmel etwas umwölkt und die

Sonnenstrahlen dadurch gedämpft; die feuchte, schwere Treibhaustemperatur aber trieb die hellen Perlen auf das Gesicht.

Ganz erschöpft langten wir endlich in Cameron, der ersten Eisenbahnstation an, und waren mit Dampfeseile in zwei Stunden in dem traurigen, öden Veracruz. Am 12. Abends hatten wir es erreicht, waren in dem sehr schmutzigen Hotel auf dem Hauptplatz sehr schlecht untergebracht und mußten fünf Tage dort verleben, ehe die „Louisiane" Erlaubniß erhielt abzusegeln, da sie auf einen Transport von einigen Millionen Piasters warten mußte, der wegen der grundlosen Wege nicht rechtzeitig in Veracruz anlangen konnte.

Es waren keine heiteren Tage, die wir in der verpesteten Stadt zubrachten. Beinahe den ganzen Tag saßen wir unter den „Portales" unseres Gasthofes, wo ein beständiger Luftzug die Existenz erträglicher machte, schlürften aus Strohhalmen die Eislimonade und betrachteten das Treiben auf dem Hauptplatz, das freilich nicht sehr bewegt war. Vorzüglich waren es Tausende von Aasgeiern (Zapilote's), welche den großen Platz bedeckten und es kaum der Mühe werth fanden, den Vorübergehenden auszuweichen; nur wenn die auf Schienen geführten Omnibusse ihre Reihen durchbrachen, erhoben sie sich langsamen Fluges, um sich auf den Zinnen des gegenüberliegenden Regierungspalastes oder auf den Kuppeln der Kathedrale niederzulassen. Diese

ekelhaften Thiere versehen in Veracruz den Dienst der Sanitätspolizei und säubern die Straßen, weßhalb auch die Tödtung eines derselben mit einer bedeutenden Geldbuße belegt wird.

Die „Louisiane" hatte eine Abtheilung der belgischen Legion gebracht, an ihrer Spitze den Obersten Vandersmissen, mir schon von Brüssel her bekannt, nebst ihm den Sohn des belgischen Kriegsministers Chazal, der leider kurze Zeit darauf in einem Gefechte den Tod fand. Diese und andere Herren verkürzten uns einigermaßen die Zeit; auch die Officiere der „Novara", die nach kurzem Ausflug nach Habana noch immer am Sacrificio vor Anker lag, kamen uns zu begrüßen, brachten die Musikbande mit und suchten uns auf diese Weise die Zeit zu verkürzen.

Das Interessanteste war uns aber eine Fahrt nach dem nahen Orte Medellin, wo die Veracruzianer sich eine etwas gesündere Villeggiatur gegründet haben. Eine Anzahl schlanker, wohlgebauter Egyptier im Turban und in weißen Gewändern mit langen Flinten und den Dolch im Gürtel, wurden zu unserer Sicherheit mitgegeben. Die schwarzen Söhne Afrika's vertragen das böse Klima der mexicanischen Küstenstriche vortrefflich; mir aber war es in ihrer Gesellschaft beinahe weniger heimlich als ohne Escorte. Der Präfect von Veracruz begleitete uns. Eine Zweigbahn führt bis an das Ufer eines schönen, breiten Flusses, der sich eine Legua weiter in's Meer

stürzt. Eine über den Strom gebaute Eisenbahnbrücke war unter der Wucht eines Zuges zusammengebrochen; nur der Rauchfang des Locomotivs ragte noch aus den Fluthen hervor.

In einem Kahn erreichten wir das andere Ufer und nun ging die Bahnfahrt auf offenen, durch Stöße mit langen Stangen fortgerollten Wagen. In einer auartigen Gegend stiegen wir ab und besichtigten die elenden, hölzernen, den Bewohneru von Veracruz zum Landaufenthalt dienenden Hütten. Die Gegend aber ist sehr hübsch, herrliche Mango's, Zapote's und andere Fruchtbäume geben den prächtigsten Schatten, und ziehen sich bis an das Ufer jenes dunklen Stromes, während als wucherndes Unkraut die Caña Indica mit ihren rothen Blüthen meilenweit den Erdboden bedeckt. Weiterhin sahen wir große Pflanzungen von Baumwolle, Zuckerrohr ꝛc., und waren ganz erstaunt, in der Nähe der tranrigsten Stadt der Welt ein so üppiges und freundliches Stück Erde zu finden.

Den 16. November schifften wir uns endlich ein, nachdem uns die belgischen Officiere nicht genug Böses von dem Leben und Leiden auf der „Louisiane" hatten sagen können! Mein seeuntüchtiges Herz ward daher recht zaghaft und muthlos. Die „Louisiane" war ein langes, schmales, eisernes, jeder Ventilation entbehrendes Schiff, mit Cabinen von solcher Kleinheit und Luftlosigkeit, wie ich dies nie für möglich gehalten hätte; ein Schiff welches für den kranken Passagier auch nicht

einen Comfort, auch nicht einen Moment behaglichen Ausruhens bot, hingegen manche Gelegenheit sich in Muth und Geduld zu üben, um die 32 Grad Réaumur in der Cabine, das endlose Rollen des Schiffes, die Tücke der Seekrankheit, das Bangen beim wüthenden Sturm, die Qualen der Schlaflosigkeit, kurz alles große und kleine Elend zu ertragen und nach allem Kleinmuth, nach aller Verzagtheit zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß sich das Unabänderliche mit Heiterkeit und freilich etwas erzwungenem Gleichmuthe am leichtesten überwinden läßt.

Den 17. Nachmittags wurden endlich die Anker gelichtet. Unsere Gesellschaft bestand größtentheils aus französischen Civil- und Militärbeamten, aus zwei deutschen Familien, die nach langjährigem Aufenthalt in die Heimat zurückkehrten, sowie aus einigen Creolinnen und Mexicanern. Unter den letzteren befand sich auch der Expräsident Miramon, den der Kaiser in besonderer Mission nach Berlin schickte, um den gefährlichen Mann zu entfernen.

Im Golf war die See ziemlich ruhig und den ersten Abend genossen wir den herrlichen Anblick einer so starken Phosphorescenz des Meeres, wie es die ältesten Seeleute nicht erlebt hatten. So weit das Auge reichte, war alles in ein Feuermeer verwandelt. Bläuliche und röthliche Feuerkugeln schnellten aus der Tiefe herauf und von weiter Ferne her bezeichnete eine glü-

hende Straße die Bahn, welche das Schiff durchfurcht hatte.

In den ersten Tagen war ich sterbenskrank und der Gegenstand allgemeinen Mitleids. Ich gestehe, daß ich in manchen Augenblicken einen einsamen Winkel aufsuchte und heiße Thränen der Muthlosigkeit und des innersten Jammers weinte. Dennoch hielt ich auf dem Verdeck aus und überwand nach und nach die Gewalt, welche das Leiden physisch und moralisch über mich gewonnen hatte. Obwohl die See immer höher ging, das Schiff in immer stärkere Bewegung gerieth, befand ich mich nach und nach besser. Jede Beschäftigung aber war und blieb mir unmöglich, und so saß ich denn vom frühen Morgen bis in die tiefe Nacht auf den hölzernen Bänken des Verdeckes, von welchem mich mehr wie einmal das gräßliche Rollen des Schiffes herabwarf, bis ich mich mit der Bitte: „amarrez moi" an einen Matrosen wandte, und mich von demselben mit Stricken an den Mastbaum oder an den eisernen Lehnen der Bänke anbinden ließ. Mit Macht schlugen die Wellen oft über das Verdeck und eines Abends, als ich beinahe allein oben aushielt, in einem hölzernen Schaukelfauteuil sitzend, den ich in Veracruz gekauft hatte, doch gewöhnlich nicht benützen konnte, da sah ich, wie eine Welle über das Deck schlug und sich gegen mich heranwälzte. Ich wollte entfliehen, ehe ich mich aber nur erheben konnte, hatte die Welle im Nu mich

und meinen Fauteuil umgestürzt und mit sich über das Verdeck hinweggerissen, zum Glücke aber gegen eine Kanone geschwemmt, an welcher es mir gelang mich festzuhalten und mit Hilfe eines hinzugeeilten Bootsmannes wieder aufzurichten. Dieser aber führte mich ohne Umstände sogleich die Stiege zu meiner Cabine hinab, indem er sagte: „restez en bas, il ne fait pas un temps pour des dames la haut!“

Meine Cabine lag zum Glück der Stiege gerade gegenüber und erhielt von dort etwas Luft, da ich sie bei Tag und Nacht nur durch einen Vorhang schloß. Die meisten anderen Cabinen hatten ihren Ausgang in den allgemeinen Speisesalon, schöpften daraus ihre Luft und, was noch viel trauriger war, theilten ihm ihre Atmosphäre mit. Die Cabinen hatten die Größe eines mäßig geräumigen Kleiderschrankes, waren so breit, daß die kurze Lagerstätte darin Platz fand, und so lang, daß man mit genauer Noth daneben stehen konnte, um Toilette zu machen! Der Speisesalon war sehr lang und schmal, Tisch und Bänke waren fest an den Boden genagelt; ich allein, neben dem Capitän an der schmalen Seite des Tisches sitzend, hatte nur einen „pliant“, der jeden Augenblick umzustürzen drohte. Mir blieb daher nichts übrig, als von des Capitäns freundlichem Anerbieten Gebrauch zu machen und mich an seinen Arm zu hängen. Der Speisetisch war immer mit den

„violons" versehen, welche Teller, Gläser und Flaschen festhielten.

Unser vortrefflicher Commandant Laurent versüßte und erleichterte das Ungemach der Reise so viel es in seiner Macht lag. Nachdem er mir schon bei Tisch seinen Arm geliehen hatte, um mich vor der ewigen Gefahr des Umstürzens zu bewahren, reichte er ihn mir und meiner Gefährtin abwechselnd nach Tisch zur Digestions-Promenade auf dem Verdecke, unter der Bedingniß, daß er dabei seine Pfeife rauchen dürfe. Ohne der Stütze dieses kräftigen Armes und der Sicherheit dieses „pied marin" war diese Promenade kaum möglich. Dabei erzählte er von Frau und Kindern, von seinem Leben, wie er früher kaiserlicher Marineofficier gewesen war und nur der Wunsch, seine schöne und liebe Frau zu heiraten, ihn vermocht habe, Dienste bei der Compagnie transatlantique zu nehmen, die besser zahlt, sonst aber ihm ein schweres Leben aufbürdet. Sechsmal des Jahres durchsegelt er die Strecke zwischen St. Nazaire und Mexico!

Den 22. November Abends liefen wir in den reizenden Hafen von Santiago de Cuba ein. Die Insel bildet so viele Buchten und Krümmungen, daß der Hafen anscheinend ein ringsum von Land eingeschlossener See ist. Leider war es schon so spät am Tage, daß wir nicht mehr an's Land fahren konnten, sondern während des schmutzigen Geschäftes der Kohlenladung auf

dem Schiffe bleiben mußten. Und so sahen wir nur die verlockenden grünen Ufer und zwischen diesen und dem Schiffe das tolle Treiben der Delphine, welche fußhoch aus der Fluth sprangen und auch später im muthwilligen Spiele schaarenweise unser Schiff begleiteten, je höher die See war, desto fröhlicher und schneller sich jagten und aus einer Welle in die andere sprangen.

Den 27. langten wir in Fort de France an, in unserer herrlichen, liebgewonnenen Martinique, und nun brach mit dem 28. für uns einer jener Tage an, die für viele Leiden, Unbequemlichkeiten und Mühsale reichlich lohnen und deren Erinnerung den Gedanken an jedes Ungemach weithin übertönt.

Wir und einige unserer Mitreisenden gingen an's Land und schifften uns auf der Savanne wieder in einem kleinen Localdampfer ein, auf welchem wir mit einer Menge Neger, Mulatten und Creolen eng zusammengepreßt, die Fahrt nach Saint Pierre unternahmen.

Während zwei Stunden fuhren wir knapp an den Ufern der Insel, deren herrliches Panorama an uns vorüber zog. Thäler und Buchten mit hübschen Wohnhäusern unter Palmen und Bananen, von Kaffee- und Zuckerplantagen umgeben, wechselten mit Felsen, von denen die Lianen, welche sie dicht bedeckten, tief in's Meer herabhingen. Saint Pierre, höchst originell an den Berg hinangebaut, ist die Handelsstadt der Insel, hat schmale, gepflasterte, steil hinansteigende, reinlich gehal-

tene und mit langen Reihen von Kaufläden versehene Gassen. Die Häuser sind niedrig und bunt bemalt. Negerinnen und Mulatinnen in den grellsten Farben, aber zierlichst gekleidet, mit coquett gewundenen Turbans, kolossalen goldenen Ohrringen, das Kleid vorne etwas geschürzt, um den blendend weißen Strumpf und den zierlichen färbigen Schuh zu zeigen, sahen nicht eben tugendhaft aus, hatten aber, wie die Franzosen sagten, „beaucoup de cachet“.

In einem Hotel erhielten wir ein vortreffliches Frühstück, köstliches Obst, Eiswasser, Gefrorenes, und machten uns dann, da kein Wagen zu bekommen war, zu Fuß auf den Weg nach dem Ziel unseres Ausflugs, zum herrlichen botanischen Garten von St. Pierre, wohl einer der schönsten in der Welt. Es war Mittag, die Hitze ungeheuer, aber der Weg war so herrlich, daß alles Ungemach daneben verschwand. Ueberall kamen wir an den schönsten Villas vorüber, an reizenden Gärten mit den fremdartigsten Bäumen und Blumen, dann durch herrliche Alleen und Wiesen mit frischen Bächleins, alles gepflegt, cultivirt, paradiesisch schön! So erreichten wir in fortdauerndem Entzücken das eiserne Gitter des berühmten „Jardin des plantes de Saint Pierre“. Hier finden sich in einem Raum, von der Natur mit der üppigsten Pracht ausgestattet, zwischen Felsen, undurchdringlich für Fuß und Auge, mit Sträuchern, Bäumen, Blumen und Lianen bedeckt, begrenzt

von einem breiten, klaren und Becken und Wasserfälle bildenden ungestümen Gebirgsbach, alle Bäume und Gesträuche in den herrlichsten Exemplaren der gesammten Tropenzone vereinigt.

Alle Gattungen Palmen, Farrenbäume, Kautschukbäume, Brodfruchtbäume und tausend andere — ein Wald von Herrlichkeiten, den die Menschenhand gepflanzt hat, der aber ganz den Stempel urwaldlicher Pracht trägt — boten sich unserer staunenden Bewunderung dar. Ueberwältigend schön war dieser Anblick, zu groß, um in der gedrängten Zeit weniger Stunden, ich möchte beinahe sagen ohne Schmerz, genossen zu werden. Man müßte sich an diese Pracht gewöhnen, um sich in derselben heimisch zu fühlen, um nicht erschüttert, mit einem „Zuviel" von einem Eindruck zum anderen gejagt zu werden.

Ein reicher Gutsbesitzer der Martinique, der gewöhnlich in Paris lebt, Monsieur de Larintie, hatte unsere Ankunft erfahren und kam nebst einem anderen Herrn mit der größten Liebenswürdigkeit uns im botanischen Garten entgegen, ließ uns in einem Pavillon Erfrischungen reichen und bot uns dann einen Wagen an, um zur Stadt zurückzufahren.

Um zwei Uhr mußten wir bei einem bisher noch ungeahnten Wärmegrad auf unserem kleinen Dampfer nach Fort de France zurückkehren und fühlten uns trotz

aller Müdigkeit gestärkt, belebt und gehoben durch den unendlichen Genuß, der uns geworden war.

In der Nacht segelten wir auf der „Louisiane" weiter in dem großen atlantischen Ocean und hatten nun beinahe ununterbrochen sehr hohe See, doch war der Wind günstig und trieb uns pfeilschnell unserem Ziele entgegen. Auf dem Verdeck war beinahe keines Bleibens mehr; dennoch ging ich oft die Stiege hinauf, hielt mich fest an die Lehne und blickte stumm und bewundernd in dieses gewaltige Meer, dessen Wellenberge dunkel und unheimlich sich uns entgegenwälzten, als wollten sie Alles überfluthen; die uns bald auf ihren schäumenden Gipfeln wiegten, bald in die Tiefe hinabgleiten ließen.

Jetzt erst fand ich das Meer wirklich schön, wirklich großartig, und vermessen dünkte es mich, auf schwachen Brettern dieser Macht entgegenzutreten, die nur aus Großmuth mit uns spielte, wie der Löwe mit dem Hündchen, statt uns zu verschlingen.

Bis zum achten December war es glühend heiß. Der Abend dieses Festtages war schön; wir brachten ihn bis tief in die Nacht auf dem Verdecke zu. Barmherzige Schwestern, die von ihrer segensreichen Thätigkeit in Mexico nun mit uns nach Frankreich zurückkehrten, anspruchslos und freundlich unter uns weilten und von den französischen Officieren mit großer Achtung und Zuvorkommenheit behandelt wurden, stimmten Cantiquen

an und wurden von einigen der Herren in ihrem Gesange begleitet. Die einfachen, getragenen Melodien erklangen schön und feierlich und wirkten in der Einsamkeit des Meeres, zwischen Himmel und Wasser, besonders erhebend.

Bald nach diesem Tage traten Nordstürme ein, welche die gewohnte Hitze in eisige Kälte verwandelten und die Seefahrt immer schwieriger und unangenehmer gestalteten. Aber auch diese Zeit ging vorüber und endlich, den 14. December, lag die Insel Belle Isle und bald darauf die Küste Frankreichs, das kleine, alte Europa vor uns, in dem es eigentlich keine Trennung mehr gibt! Das Meer aber trennt, das fühlte ich oft schmerzlich und fühlte es selbst im Augenblicke der Rückkehr, wenn ich an den nun schon so fernen Welttheil dachte, in dem ich vor Kurzem so viel Schönes erlebt und genossen hatte, in welchem freundliche Menschen meiner gedenken und den ich wohl nimmer wiedersehe im Leben. Wie sehr hatte ich ihm Ruhe, Glück, Macht und Reichthum gewünscht, wie hatte ich gehofft, daß die Menschen endlich sich der herrlichen Natur, die sie umgibt, würdig heranbilden würden. Leider aber klingt Alles immer ernster und unheilverkündender von dort und all' der frühere Jammer und das frühere Elend scheinen wieder über dieses arme Land hereinzubrechen. Ich betrauere es innig wegen des Kaiserpaares, wegen der Freunde, die mit ihm dort eine neue Heimat gesucht hatten,

wegen der Eingeborenen selbst, von denen ich nur Gutes und Freundliches empfing!

Den 15. December 1864 früh warfen wir die Anker; der Capitän war der Erste am Land und flog in die Arme seiner Frau, welche ihn am Ufer erwartete. Dankbar und freudig betraten auch wir den geliebten heimischen Boden; ich jauchzte dem Wiedersehen, dem Heimkommen entgegen.

Die nun beendete Reise bleibt die schönste Erinnerung meines Lebens; sie war in allen Hauptmomenten völlig gelungen, keine ernste Sorge aus der Heimat hatte sie getrübt. Die Welt ist doch schön! Wer es kann, der gehe und bewundere sie. —


Lith. v. F. Köke Wien